

Nationalpolitische Sammlung

# Deutsche Mütter und Frauen



---

Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.



# Nationalpolitische Sammlung

Herausgegeben von Walter Behne, Bruno Peyn und Paul Wezel

---

## Deutsche Mütter und Frauen

Von

Ingeborg Petersen

1941

---

Verlag Moritz Diesterweg / Frankfurt am Main

Bestell-Nr. 7020

Die Sammlung wird herausgegeben im Einvernehmen mit dem Kulturredirektorat der Reichsjugendführung und in Zusammenarbeit mit der Kulturabteilung des Gebietes Hamburg der Hitler-Jugend.

## Inhaltsverzeichnis

(Gedichte und Aussprüche sind durch \* gekennzeichnet)

	Seite
1. * Ausspruch des Führers . . . . .	3
2. Aus dem Briefwechsel Helmuth von Moltkes . . . . .	5
3. * Hat der deutsche Reichsgedanke . . . . . Otto von Bismarck . . . . .	10
4. Aus einem Brief August von Mackensens an seine Mutter . . . . .	10
5. Das Bild der Mutter . . . . . Anna Schieber . . . . .	10
6. * Meiner Mutter . . . . . Börries von Münchhausen . . . . .	15
7. Der Dichter Novalis an seine Mutter . . . . . Friedrich v. Hardenberg . . . . .	15
8. Die Mutter . . . . . Joseph Wittig . . . . .	15
9. * Meiner Mutter . . . . . Detlev von Liliencron . . . . .	18
10. * Wenn ihr euch ein Vorbild nehmen könnt . . . . . Baldur von Schirach . . . . .	19
11. Kriegsbriefe einer jungen deutschen Frau . . . . . Minna Möricke . . . . .	21
12. Aus dem Kriegsbrief eines gefallenen Studenten . . . . . Ulrich Sarnow . . . . .	23
13. Ein deutscher Soldat an seine Mutter . . . . . Felix Wiegand . . . . .	23
14. * Der vierte Brief . . . . . Eberhard Wolfgang Möller . . . . .	24
15. Im Kriegslazarett . . . . . Anna Schieber . . . . .	24
16. Aus Briefen von Monika Hunnius . . . . .	30
17. Ein Feldlazarett beim Rückzug . . . . . Helene Mierisch . . . . .	31
18. Deutscher Schwesterndienst in Sibirien . . . . . Anne-Marie Wenzel . . . . .	35
19. Studentinnen schanzen hinter der Front . . . . . Marie Busch . . . . .	41
20. * Die deutsche Frau . . . . . Gertrud Scholz-Klink . . . . .	45
21. Aus Briefen Karin Görings an ihre Mutter . . . . .	47
22. Der Weg nach Deutschland . . . . . Renate von Stieda . . . . .	48
23. * So groß die Tätigkeitsbereiche der Frau . . . . . Adolf Hitler . . . . .	52
24. Kindersegen . . . . . Emma Brunner . . . . .	53
25. Meine Kinder . . . . . Emma Brunner . . . . .	53
26. * Alles, was wir vom kommenden Deutschland ersehnen . . . . . Adolf Hitler . . . . .	55
27. Aus dem deutschen Frauenarbeitsdienst . . . . .	56
28. Wir helfen den Eifelbauern . . . . .	58
29. * Wollen wir uns nicht freuen . . . . .	60
30. * Die Zukunft liegt in der Hand derer, . . . . . Ellen Semmelroth . . . . .	60
31. Rückkehr ins Reich . . . . . Ilse Schneider . . . . .	60

Wir sehen in der Frau  
die ewige Mutter unseres Volkes  
und die Lebens-, Arbeits- und  
Kampfgefährtin des Mannes.

Adolf Hitler, Reichsparteitag 1935.



## Aus dem Briefwechsel Helmuth von Moltkes.

### Aus Briefen Helmuth von Moltkes an seine Mutter.

Berlin, den 27. Mai 1834.

Recht lange habe ich Dir jetzt nicht geschrieben, aber gewiß recht oft an Dich gedacht. Daß Du leider so viel körperliche Leiden trägst, habe ich mit inniger Betrübniß erfahren. Gott schenke Dir Linderung und Besserung, mein gutes Mütterchen. Daß Du Deine Schmerzen mit Standhaftigkeit und Ergebung trägst, habe ich erwartet; es ist die Ruhe, die ein reines Gewissen und ein gutes Bewußtsein geben. Wie oft ist es mir vor die Seele getreten, daß von allen Wohltaten der erste mütterliche Unterricht die größte und die bleibendste ist. Auf diese Grundlage baut sich der ganze Charakter und alles Gute in demselben, und wenn Du acht Kinder zu redlichen Leuten herangezogen, so muß ihr Dank und Gottes Segen auf Dir ruhen...

Bujukdere bei Konstantinopel, den 30. November 1835.

... Möchte ich Dich doch nur ein Viertelstündchen hier an mein Fenster führen können, unter welchem die kristallklaren Wellen des Bosporus plätschern, gerade als wenn man in der Kajüte eines großen Kriegsschiffes sitzt. Jene Berge, die so nahe, daß man die Fenster der Häuser zählen kann, sind ein anderer Weltteil, sind Asien. Rechts in dem kleinen Wiesental siehst Du eine Gruppe riesenhafter Platanen, sie tragen den Namen Gottfrieds von Bouillon, der unter ihnen geruht haben soll, als er mit den Kreuzrittern nach Palästina zog. Auf jenen Bergen ragt das alte genuesische Kastell mit dem Wappen der Republik und der Jahreszahl 1100 über dem Torweg. Links blickst Du in die hohe See, es ist das Schwarze Meer, der gefürchtete Pontus Eurinus. Schnell, geräuschlos eilen die leichten Kaïks unter meinen Fenstern vorüber, mächtige Kriegsschiffe ankern ganz nahe an den Häusern, und die Dampfschiffe brausen mit flatternden Fahnen vorbei. Die ausgedehnten Begräbnisplätze sind wahre Zypressenwälder, der Lorbeer ist hier ein Baum, und die Pinie sticht mit hellem, saftigem Grün gegen die fast schwarze, regungslose Zypresse freundlich ab. Überall blühen noch Rosen in den Gärten, und wir haben Tage, wo die Wärme noch lästig wird...

MS.: Die Rosenblätter schicke ich Dir aus Asien, und damit Du siehst, daß das Geld noch nicht ganz ausgegangen, lege ich Dir eine türkische Para bei. — Dein schöner Stern hat mir alle Morgen früh geleuchtet, wenn ich vor Sonnenaufgang austritt.

## Frau Henriette von Moltke an ihren Sohn Helmuth.

Schleswig, in der Neujahrsnacht 1835/36.

... In meinem einsamen Stübchen sitze ich ganz allein und denke an Dich, suche Dich auf in Deiner lieblichen Wohnung am Bospor, wovon Du mir in Deinem lieben letzten Briefe am 30. November eine so reizende Beschreibung machst. — Nun schlägt des Jahres letzte Stunde! Reichen Segen und Gesundheit für Dich, mein teurer Helmuth, darum bitte ich Gott in dieser Stunde, und bald eine liebende Gefährtin an Deiner Seite, die Dir ein frohe Häuslichkeit verschafft. Du bist in dem Alter, wo man nicht mehr mit blinder Leidenschaft wählt, dafür ist mir für Dich nicht mehr bange. Du hast es mit unermüdlichem Streben dahin gebracht, auf eine glückliche Häuslichkeit Anspruch machen zu dürfen. Möge Dir die Vorsehung nun ein Deinem Herzen würdiges Wesen zuführen! Dies möchte ich so gern noch erleben, wie innig würde ich mich Deines Glückes freuen!...

## Aus Briefen Helmuth von Moltkes an seine Braut Marie Burt<sup>1</sup>.

Berlin, Donnerstag den 3. Juni 1841 abends.

Wie sehr sehne ich mich, liebe Marie, bald wieder von Dir zu hören. Vielleicht ist schon wieder ein Brief von Dir unterwegs, aber ich warte ihn nicht ab, sondern plaudere schon vorher ein bißchen mit Dir. Der Vollmond steht meinen Fenstern strahlend gegenüber, gewiß siehst Du ihn heute auch noch an. Wäre er doch ein Hohlspiegel und ich erblickte Deine lieben, süßen Züge darin, Deine nußbraunen Augen und sanftlächelnden Mundwinkel. Dicht daneben steht der große Stern, von dem ich Dir schrieb. Oft, wenn ich in fernen asiatischen Steppen den langen, heißen Tag geritten und die Nacht herabsank, ehe die müden Pferde ihr Nachtquartier erreicht, oder wenn ich auf dem flachen Dach der Wohnung meine Teppiche zum Lager breiten ließ, trat er mit südlicher Klarheit aus dem Abendrot hervor und leuchtete so milde, als wollte er sagen: Reite nur getrost und vergiß alle Sorgen, du wirst doch noch ein Herz finden, welches dich liebt. Und so habe ich Dich gefunden, teure Marie; aber des Schicksals Sterne wohnen in der Menschen eigenem Busen, und jeder ist so glücklich, wie er es verdient. Würde ich es nicht mit Dir, so wäre es nur, weil ich nicht so rein und gut bin und nicht mehr werden kann wie Du. Je länger ich lebe, je mehr erkenne ich an, daß schon in diesem Leben die Vergeltung alles Guten und Bösen, wenigstens zum großen Teil, eintritt. Darum wirst Du, wie sich Dein äußeres Los auch gestaltet, das Glück des inneren Friedens nie entbehren. Du fragst, ob es mir nichts ausmache, wenn Du tanztest. Das ist mir gar nicht gleichgültig, ich wünsche vielmehr dringend, daß Du tanzest (nur nicht gerade mit Leuten, die enge Stiefel

<sup>1</sup> Frau Henriette v. Moltke hat die Erfüllung ihres Wunsches nicht mehr erlebt. Erst vier Jahre nach ihrem Tode verlobte sich H. v. Moltke im Alter von vierzig Jahren mit der fünfzehnjährigen Marie Burt.

tragen) und Dich überhaupt so gut unterhältst wie möglich. Lene schrieb uns, es tue ihr immer leid, wenn sie sähe, wie jemandem ein Stück aus seinem Leben weggestrichen werde. Gott verhüte, daß ich die Jugend aus Deinem Leben wegstriche. Du wirst noch eine lange Reihe von Jahren eine junge, hübsche Frau sein und sollst, so hoffe ich, alle Freuden genießen, welche die Welt einer solchen bietet. Diese Welt, liebe Marie, hat ihre großen Lockungen und Genüsse, sie hat aber auch bittere Täuschungen und Kränkungen. Möchtest Du aus dem Kerzenschimmer der vergoldeten Säle nur immer gern in die eigene kleine Häuslichkeit zurückkehren, möchtest Du bei so vielen glänzenderen Erscheinungen nur immer das Gefühl bewahren, daß doch niemand es treuer mit Dir meint als Dein alter „Bär“ daheim, dann ist alles erreicht, was ich wünsche, und Du magst soviel Bälle und Konzerte, Theater und Abendgesellschaften besuchen, wie es Dir Vergnügen macht. — Es ist übrigens notwendig, wenn Du hier auftrittst, daß Du gut tanzst, und das lernt man nicht in der Tanzstunde, sondern auf Bällen. Betrachte sie also als Vorstudien, und erlaube mir, im Rotillon eine Extratour mit Dir zu tanzen.

Berlin, Sonntag abends, den 13. Februar 1842.

Nun sind es nur noch zehn Wochen, dann bist Du ganz mein eigenes, liebes, kleines Frauchen. — Gestern abend besuchte ich einen meiner Kameraden, den Rittmeister Delrichs vom Generalstabe, welcher auch ganz kürzlich geheiratet hat. Er ist nicht jünger als ich und seine Frau nur zwei Jahre älter als Du und auch sehr hübsch. Diese Leute werden Dir gewiß sehr gefallen, sie empfehlen sich Dir unbekannterweise und bieten Rat und Beistand, wenn Du es brauchst. Ich wünsche mir recht die Zeit herbei, wenn wir auch so gemütlich beisammen wohnen werden. Gott gebe seinen Segen dazu. Laß uns nur immer recht aufrichtig miteinander sein und ja niemals schmollen. Lieber wollen wir uns zanken und noch lieber ganz einig sein. — Du hast wohl gemerkt, daß ich manchmal launisch bin, dann laß mich nur laufen, ich komme Dir doch zurück. Ich will aber sehen, daß ich mich bessere. — Von Dir wünsche ich ein freundliches und gleichmäßiges, womöglich heiteres Wesen, Nachgiebigkeit in Kleinigkeiten, Ordnung in der Haushaltung, Sauberkeit im Anzuge und vor allen Dingen, daß Du mich lieb behaltest. — Zwar trittst Du sehr jung in einen ganz neuen Kreis von Umgebungen, aber Dein guter Verstand und vorzüglich die Trefflichkeit Deines Gemüthes werden Dich sehr bald den richtigen Takt im Verkehr mit anderen Menschen lehren. Laß Dir's gesagt sein, gute Marie, daß Freundlichkeit gegen jedermann die erste Lebensregel ist, die uns manchen Kummer sparen kann, und daß Du selbst gegen die, welche Dir nicht gefallen, verbindlich sein kannst, ohne falsch und unwahr zu werden. Die wahre Höflichkeit und der feinste Weltton ist die angeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens. Bei mir hat eine schlechte Erziehung und eine Jugend voller Entbehrungen dies Gefühl oft erstickt, öfter auch die Äußerung desselben zurückgedrängt, und so stehe ich da mit der angelernten, kalten, hochmütigen



Höflichkeit, die selten jemand für sich gewinnt. Du hingegen bist jung und hübsch, wirst, so Gott will, keine Entbehrung kennenlernen, jeder tritt Dir freundlich entgegen, so versäume denn auch nicht, den Menschen wieder freundlich zu begegnen und sie zu gewinnen. — Dazu gehört allerdings, daß Du sprichst. — Es kommt gar nicht darauf an, etwas Geistreiches zu sagen, sondern womöglich etwas Verbindliches, und geht das nicht, wenigstens fühlen zu machen, daß man etwas Verbindliches sagen möchte. — Das Gezierte und Unwahre liegt Dir fern, es macht augenblicklich langweilig, denn nichts als die Wahrheit kann Teilnahme erwecken. Wirkliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sind der wahre Schutz gegen die Kränkungen und Zurücksetzungen in der großen Welt; ja, ich möchte behaupten, daß bei diesen Eigenschaften eine große Blödigkeit und Befangenheit nicht möglich ist. Wenn wir nicht anders scheinen wollen, als wir sind, keine höhere Stellung beanspruchen wollen, als die uns zusteht, so kann weder Rang noch Geburt, noch Menge und Glanz uns wesentlich außer Fassung bringen. Wer aber in sich selbst nicht das Gefühl seiner Würde findet; sondern sie in der Meinung anderer suchen muß, der liest stets in den Augen anderer Menschen, wie jemand, der falsche Haare trägt, in jeden Spiegel sieht, ob sich auch nicht etwas verschoben hat. — Gesteh ich's doch, gute Marie, daß ich diese schönen Lehren von mir selbst ableite. Mein ganzes Auftreten ist nur eine mit Zuversichtlichkeit und Weltgewandtheit übertünchte Blödigkeit. Die langjährige Unterdrückung, in welcher ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüt niedergedrückt und den guten, edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war, hilf Du mir fortan, mich zu bessern. — Dich selbst aber möchte ich edler und besser, und das ist gleichbedeutend mit glücklicher und zufriedener, sehen, als ich es werden kann. — Sei daher bescheiden und anspruchslos, so wirst Du ruhig und unbefangen sein.

Gern werde ich es sehen, wenn man Dir recht den Hof macht; ich habe auch nichts dagegen, daß Du ein bißchen darauf eingehst. Je mehr Du gegen alle verbindlich bist, je weniger wird man Dir nachsagen können, daß Du einzelne auszeichnest. — Dafür mußt Du Dich in acht nehmen, denn die Männer suchen zu gefallen, erst um zu gefallen, dann um sich dessen rühmen zu können, und Du wirst in der Gesellschaft weit mehr Witz als Güte finden. Es kann ja nicht ausbleiben, daß ich im Vergleich mit anderen Männern, die Du hier sehen wirst, sehr oft zurückstehen werde. Auf jedem Ball findest Du welche, die besser tanzen, die eleganter angezogen sind, in jeder Gesellschaft, die lebhafter sprechen, die besserer Laune sind als ich. Aber daß Du das findest, hindert gar nicht, daß Du mich nicht doch lieber haben könntest als sie alle, sofern Du nur glaubst, daß ich es besser mit Dir meine als alle diese. Nur dann erst, wenn Du etwas hast, was Du mir nicht erzählen könntest, dann sei dadurch vor Dir selbst und durch Dich selbst gewarnt. Und nun gib mir einen Kuß, so will ich das Schulmeister sein lassen...

## Aus Briefen Marie Burts an Helmuth von Moltke.

... Ich habe Sorge, ob ich Dir als Frau auch alles sein kann, weil ich noch so jung und unerfahren bin.

Darum will ich mich nun bestreben, nicht widerspenstig oder starrköpfig zu sein, damit ich Dir immer nachgebe, wenn ich unrecht habe. Ich habe noch gar kein gesellschaftliches Benehmen, und mir fehlen noch so ganz alle geselligen Gaben. Darum will ich mich so gern überall von Dir leiten lassen. Dazu gehört freilich viel Geduld von Deiner Seite, mir alle Verstöße nachzusehen, die ich noch machen werde. Ich will die Zeit recht benutzen, mich im Sprechen zu üben, und alle Besuche mitmachen...

... Sage mir, warum Du mit Dir selbst so unzufrieden bist und wie Du es nur sein darfst! — Werden wir nicht in gegenseitiger Liebe beide ein schönes, glückliches, friedliches und gottgefälliges Leben führen können? Wenn ich nicht glücklich würde, so ist es meine eigene Schuld, und ich bitte Gott, daß er mir die Kraft und Fähigkeit gebe, Dich in unserer Ehe Dein häusliches Glück finden zu lassen. Ich kann mir keine größere Glückseligkeit auf Erden für eine Frau denken, als wenn sie dessen bei ihrem Manne gewiß ist. Gewiß, Du verdienst vor allen Männern, glücklich zu werden, und ich erkenne, zu welcher hohen und heiligen Pflicht Gott mich berufen hat, die Gefährtin Deines Lebens zu sein...

## Helmuth von Moltke an den Grafen Eduard von Bethusy-Huc auf Langerhof in Schlesien<sup>1</sup>.

Berlin, den 6. Januar 1869.

Recht aufrichtig danke ich Ihnen, verehrter Herr Graf, für die teilnehmenden Worte, die Sie an mich in meiner Vereinsamung gerichtet, und für das freundliche Andenken, welches Sie meiner hingeschiedenen Frau bewahrt haben. Sie haben ja auch den Schmerz tragen müssen, eine schöne, junge Frau in der Blüte der Jahre sich entrissen zu sehen, und dabei ist der einsame Lebensweg für Sie länger bemessen gewesen, als er für mich sein kann; und welch schweres Opfer haben Sie erst vor zwei Jahren dem Vaterlande bringen müssen.

Nach solchen Verlusten richtet sich der Blick von selbst nach dem Jenseits und dem Wiedersehen, welches wir hoffen dürfen. Lebhaft erinnere ich mich noch der Zeit, wo unsere beiden jungen Frauen freundlich miteinander verkehrten, gegenseitig angezogen durch Frohsinn und Wahrheit des Charakters, die für mich siebenundzwanzig Jahre hindurch eine Quelle des Glücks geworden sind. Wie oft habe ich in der ernstesten Zeit großer Entschlüssen mich an der Charakterfestigkeit und der Zuversicht meiner Frau aufgerichtet und gestärkt. Sie war eine wahre Patriotin, stolz auf die Erfolge

---

<sup>1</sup> Dieser Brief ist 27 Jahre später — bald nach dem Tode Frau Marie von Moltkes — entstanden. Frau von Moltke war mit der verstorbenen Gräfin von Bethusy-Huc nahe befreundet gewesen. Der älteste Sohn des Grafen B. war bei Königgrätz gefallen.

unserer Armee und auf ihren König, den sie ausdrücklich in ihr letztes Gebet einschloß. Gestatten Sie mir, Ihnen als einem alten, bewährten Freund das anliegende Blatt zu übersenden, und behalten Sie die Hingeschiedene und mich in gütigem Andenken.

Mit aufrichtigster Hochachtung und Ergebenheit der Ihrige.

Moltke.

\*

Hat der deutsche Reichsgedanke einmal die Anerkennung der deutschen Weiblichkeit gewonnen, dann ist er unzerstörbar und wird es bleiben. Ich sehe in der häuslichen Tradition der deutschen Mutter und Frau eine festere Bürgschaft für unsere politische Zukunft als in irgendeiner Bastion unserer Festung.

Otto von Bismarck.

## Aus einem Brief August von Mackensens an seine Mutter.

27. Juni 1915.

... Nun ist Dein Junge Generalfeldmarschall geworden, hat die höchste Würde erlangt, die einem Soldaten in seinem Beruf beschieden sein kann, und hat sie sogar vor dem Feinde, also in Betätigung des Zweckes seines Berufes, erworben. Der liebe Gott hat meine Berufswahl und damit mein Leben sichtbar gesegnet. Weit über mein Verdienst und mein Erwarten hat er mich mit Glück überhäuft, von Stufe zu Stufe emporgetragen und mich zum Werkzeug des Sieges gemacht, mit dem er unser Volk begnadet. Ich vermag oft gar nicht zu fassen, daß das alles Wirklichkeit ist und warum gerade ich es bin, den das Soldatenglück ausgesucht hat. Meine Dankeschuld ist unermesslich. Und welch ein weiteres Glück, liebe Mutter, daß Du diesen Aufstieg Deines Sohnes, diese Erfüllung seines Berufes noch erlebst! Wenn etwas meiner Freude noch eine besondere Weihe geben kann, so ist es diese ungewöhnliche Tatsache. Ich erblicke in ihr eine ganz besondere Gnade Gottes und messe Deinen Gebeten einen großen Anteil an den Erfolgen zu, die sich an meinen Namen knüpfen. Wie viele Männer in meinem Alter können noch an eine Mutter schreiben, wie wenige sich noch Kind nennen hören und damit jung fühlen! ...

## Das Bild der Mutter.

Ich habe die wenigen Bilder von der Mutter um mich her aufgestellt. Keines von ihnen ist so, daß man sagen könnte: dies ist sie, das gibt ihr Sein und Wesen so, daß auch andere etwas davon sehen und haben können. Immer sind die Bilder Zeugnisse aus Abschnitten ihres Lebens, das durch so vieles hindurchging: durch helle und dunkle Zeiten.

Eins davon zeigt die neunzehnjährige Braut, die sich der Vater aus einem kinderreichen Hause geholt hatte, frisch und rundwangig; das Bild ist zart getönt und gibt braune Augen und braunes Haar wieder; die Hände liegen leicht im Schoß. „Lacht sie da zu dir hin?“ fragen wir den Vater, der das Bild mit uns betrachtet; denn Mund und Augen sehen jemanden in Liebe an. „Da war sie noch keine Mutter“, sagt einer der großen Brüder weise. Aber das kann ja nicht sein. Was soll sie denn sonst sein, wenn nicht eine Mutter? „Vielleicht freut sie sich zu euch hin“, sagt der Vater. Und das wird wohl so sein, das ist eine Erklärung für das junge Geschlecht, das seinen Ursprung betrachtet. Die Mutter kommt aus einer Anstalt für taubstumme Kinder, und ihre eigene Mutter ist eine reiche Frau, denn sie hat außer ihrem leiblichen großen Kinderkreis noch einen anderen, der sie Mutter nennt und dem ihr warmes Herz gehört. Der Großvater leitet die Anstalt, aber die Wärme und Sonne geht von der Großmutter aus. In diesem Lebenskreis ist unsere Mutter aufgewachsen, und es ist nur natürlich, daß sie sich ebenfalls einen Reichtum an Kindern wünscht, oder vielmehr, daß sie „das Muttersein an sich“ mit in ihr neues Leben bringt. Das Leben entleert sich da aus einem Krug in den anderen. Denn sie kennt es nicht anders, als daß alles, was in ihren Kreis kommt, die strömende Fülle ihres Herzens und ihre fürsorglichen Hände und Augen mitgenießt.

Als ich auf die Welt kam, waren schon zwei ältere Brüder und eine kleine Schwester da. Zwischen den Brüdern und uns beiden Schwestern lag vergangenes Glück und Leid: die Mutter hatte dreimal ein Bübchen, das zu ihr gekommen war, wieder hergeben müssen, jedesmal etwa halbjährig, und ihre verwundete Liebe trieb sie an, uns später Geborenen und Dagebliebenen von den Hingegangenen zu erzählen, damit sie nicht vergessen seien. Sie hatte genug Liebe für uns alle, sie brauchte nicht zu sparen, auch nicht, als immer neue Geschwister kamen, bis „Alle Neune“ beisammen waren.

Das Haus war menschenreich und betriebsam. Da waren die Mägde und die Gesellen in der Werkstatt, und die „Herren“ in der Schreibstube und die Reisenden, die in leichten Wägelchen wegfuhren (es gab da noch wenig Eisenbahnen) und wieder heimkamen. Sie aßen alle an unserem Tisch und wohnten mit unter dem zweigiebeligen Dach des Hauses, das einmal früher ein Kloster gewesen war, und hatten alle ihre Anliegen, und keiner fragte anders als nach „der Mutter“, wenn er irgendeine Betreuung brauchte. Und da waren „Mutters Kundschaft“, wie der Vater scherzhaft die Weiber aus dem städtischen Spittel hieß, und die anderen Armen, die ins Haus fanden und von denen viel zu sagen wäre. Denn die Mutter hatte eine eigene Methode, verärgerte Leute und betrübte Seelen zu behandeln. Sie sorgte ihnen immer zuerst für einen ordentlichen Teller Essen, „denn einem hungrigen Magen ist schlecht predigen“, sagte sie, und dann setzte sie sich mit einem Flick- oder Strickwerk zu ihnen an den Tisch und wußte einen Rat oder eine Hilfe, oder doch wenigstens hatte sie ein gutes Zuhören. Und diese alle fragten nach „der Mutter“, wenn sie ins Haus



kamen, das eine offene Tür hatte den ganzen Tag über. Weit über das Begreifen der leiblichen Mutterschaft hinaus war sie es mit dem Wesen, das lind war, gehörsam, verstehend und bergend und dabei zupackend und voller Regsamkeit.

Ich habe in dem Buch der Erinnerungen aus den ersten sieben Jahren meines Lebens viel von ihr erzählt. Ohne Absicht eigentlich; sie war immer mitten darin in allem und war Atemluft und Lebensraum.

So mußte man sein, wie die Mutter war; das ging nicht durch die Gedanken; ihr Bild wurde ein Grundbegriff: wenn man sagt „Mutter“, so ist sie es. Ich kann es nicht verstehen, woher sie die Zeit zu allem nahm, was Raum in ihrem Leben haben mußte: sie hatte auch einen lieben Garten, den sie mit ihren Händen pflegte und pflanzte. Sie hatte eine unvergeßliche Gebärde, eine Pflanze einzusetzen mit einer bergenden Bewegung ihrer Hand, wie in ein Bettchen, und die Erde darum herumzudrücken, wie man einem Kinde die Bettdecke zurechtstopft. Sie konnte nicht anders, so war sie, das war von selber so. Und sie sang uns die liebsten Lieder, auch abends vor dem Einschlafen oft, und erzählte Geschichten, wie ich das schon andernorts berichtet habe, schönere als es sonst Geschichten gibt, denn die ihrigen gingen mitten durch ihr Herz hindurch und nahmen Farben und Töne von ihm an.

Ich kann schwer von der Mutter reden, ohne zugleich auch den Vater daneben zu stellen. Es gibt kein Bild von ihr allein außer jenem Brautbild, als sie „noch keine Mutter war“. Immer lehnt entweder ein Kind an ihren Knien, oder sie sitzt mitten in unserem Kreis, den Vater neben sich. Auf dem Familienbild, das gemacht wurde, ehe ihr ältester Sohn nach Übersee ging, hat sie ein leichtes, aber etwas schmerzliches Lächeln um Mund und Augen. Das könnte den Abschied von dem geliebten Erstgeborenen bedeuten. Es wurde ein Abschied für immer, denn er starb nach sieben Jahren kurz vor der Heimkehr: er hätte des Vaters Nachfolger im Geschäft und seine Stütze werden sollen. Es liegt viel Schmerz und auch Verhängnis darin, daß er nicht wiederkam. Aber das schmerzliche Lächeln der Mutter hat auch noch andere Gründe. Es gab vieles für sie zu tragen, was wir Kinder damals noch nicht wußten. Sie hatte gar oft auch ihres Mannes Mutter zu sein. Er suchte sie auf, wenn er körperliche Schmerzen hatte, noch mehr, wenn ihn düstere Stimmungen und Lebenssorgen bedrängten. Da war sie ihm Bergung und Ruheort. Er hatte viel Humor, aber der war gemischt mit Melancholie. Sie hatte nicht eigentlich Humor; was sie heiter sein ließ, war eher das Wissen um die Pflicht, ihm tröstlich und hilfreich zu sein. Der Reichtum der gebenden Schwere. Ihr Mann ehrte sie vor dem ganzen Hause, ohne viel Worte, nur durch seine Haltung, die selber Achtung gab und sie von anderen für sie verlangte. Ich hatte immer gemeint, das sei so auf der Welt: es war wichtiger als alles, was der Vater sonst von uns Kindern verlangte, daß wir der Mutter „aufs Wort gingen“. Nie habe ich ihn so aufbrausend gesehen, nie seine Stimme so zu einem mächtigen Grollen anschwellen gehört als an einem Tag, an dem ich Umstände machte, eine Sache auszuführen, die die Mutter von mir begehrte. Er war hinter seiner Zeitung

vergraben gewesen, ich hatte nicht gedacht, daß er zuhöre. Da kam es hervor, und seine Augen blitzten: „Was? Du gehst deiner Mutter nicht aufs Wort?“ Das gab Beine, es brauchte nicht mehr, und es kam nicht so leicht wieder vor! Nie habe ich gesehen, daß die Eltern in einer Sache vor unseren Ohren oder Augen nicht einig waren, so weit sie uns Kinder betraf. Immer waren die Dinge schon geordnet, wenn sie vor uns traten, und es wäre vergebliches Unterfangen gewesen, zu tun, wie man wohl gelegentlich bei Kameraden sah: daß eins der Kinder sich zum anderen Eltern-  
teil flüchtete, wenn der eine eine Sache verboten oder versagt hatte. So sehr natürlich war die Einheit, die sich uns vorlebte, daß es ein großes Staunen gab, zu sehen, daß es das irgendwo auf der Welt auch anders gebe. Irgendwie war die Mutter eine Königin, die doch so schlichte Frau, die nichts für sich suchte und wollte: das kam davon her, daß ihr Mann ihr eine Ehre gab, die sie, vielleicht ohne es zu wissen, trug wie ein Krönelein in aller linden Demut und Stille ihres Wesens. Nie sahen wir etwas wie Zärtlichkeitsbezeugungen der Eltern untereinander. Darum ist mir auch jenes eine Mal so unvergeßlich, an dem wir unverhüllt zu sehen bekamen, wie tief und stark sie zusammengehörten. Es war in einer Neujahrsnacht, und unser Vater schickte sich zum Sterben an. Er war schon seit Stunden weit von uns weg. Leise hatte seine Stimme begonnen, ein Wort zu formen, das immer stärker und stärker auf-  
klang, bis es die Räume mit Macht erfüllte. „Ewig, ewig, ewig“, sonst nichts. Es war fast nicht auszuhalten, so groß war der Ton und der Inhalt. Die Mutter saß am Bett, die Hand des schon Fernen in der ihren, und ihre Augen suchten einen Spalt, in seine Welt einzudringen. „Er ist bei sich, er ist nicht bei uns“, sagte sie schmerz-  
voll. Da, gegen den späten Morgen hin, tat der Reisende, der er seit Stunden ge-  
wesen war, noch einmal die Augen in den Erdentag auf. Sie waren hell wach, und sie suchten das, was sie auch sogleich fanden: die Gefährtin seines Lebens. Auf-  
leuchtend sagte er: „Gib mir noch einen Kuß, Kickele.“ Der aber ward gegeben und genommen wie ein Sakrament. Wir Kinder, einige von uns waren schon erwachsen, durften da zusehen. Nie hatten wir das gesehen, nie waren Gebärden der Liebe vor uns ausgetauscht worden; nun trat da unverhüllt eine Verbundenheit zutage in einer großen und stillen Würde, die nie vergessen werden kann. Von jener Stunde steht mir das Bild der Mutter deutlich vor den Augen: in aller herben Trauer etwas von Glück, daß das noch kam, ein Geschenk, eine Wegzehrung.

Er war, hintennach gesehen, nicht sehr lang, dieser Weg; er ging nur durch wenige Jahre, von denen viel zu sagen wäre; es ist hier kein Raum dazu. Wir hatten die Mutter mit uns in eine neue Heimat genommen. Sie lag in einer anderen Stadt und hatte viel engere Räume, als die des Vaterhauses daheim gewesen waren. Die alte Heimat war mit des Vaters Tod zerbrochen. Nie hatte die Mutter anders gelebt als im Eigenen: treppauf und -ab mit Hof und Garten; nun ging sie manchmal kopf-  
schüttelnd durch die Stuben auf einem Stockwerk. „Ich muß mich erst daran ge-  
wöhnen, ich habe es viel zu gut gehabt“, sagte sie, sich selber ausscheltend.

Das dauerte nicht lange; die Enge zeigte ihre bergende Sicherheit, und unsere Gemeinschaft war reich und wert. Für die erwachsenen Kinder, die sich um sie hergetan hatten, galt es, fest hinzustehen, denn die jüngsten Geschwister waren noch in der Ausbildung, für die gesorgt sein mußte. Für die Mutter kam die Zeit des Ausruhens; aber sie war auch jetzt Mittelpunkt und Wärmequelle, die brennende Lampe, in deren Schein es gut leben war. Es ist schön, daran zu denken: sie fand nun Zeit zu allerlei lieben Dingen, die sie sich nie gegönnt hatte. Es war eine alte Neckerei zwischen uns und ihr: sie hatte in früheren Zeiten oft geklagt, daß sie „gar nicht daran komme, Gutes zu tun“, worunter sie, deren Leben eine einzige Güte war, verstand, sogenannte gute Werke tätig zu unterstützen. Das hing bei ihr mit der religiösen Auffassung ihres Lebenskreises zusammen. Gutes tun war etwa: für die innere oder äußere Mission arbeiten, an Hilfsaktionen teilnehmen, die über den nächsten Kreis hinausgingen, und dergleichen. Nun, als sie in die Stille kam, war der Trieb nach weiterer Wirkung vergangen. Sie hatte genug an dem, was in ihrem Bereich sich finden ließ, und hatte Ruhe zu Dingen, zu denen es zuvor nie hatte reichen wollen. Auch das wollte gelernt sein. Fast schuldhaft fühlte sie sich in der ersten Zeit, wenn sie „am hellen Werktag“ an einem schönen Buch saß; es gab viel zu necken für ihre Kinder, die nichts Schöneres kannten, als sie zum Lachen zu bringen, was ihr so gut stand. Es gibt kein Bild aus jener Zeit, aber es ist unverloren aufgehoben in unseren Herzen: schmal geworden und müde, und das erst, seit sie Ruhe hatte, sich zu schonen, aber so unsäglich friedlich und heiter auf stille Weise und so voll guten Willens zum Da- und Für-uns-Sein.

Der erste Enkel kam, und die alten lieben Geschichten lebten wieder auf und standen unter scharfer Kontrolle: ob sie auch ganz so, wie wir sie kannten, erzählt würden? Die auswärtigen Söhne brachten ihre Interessen und Schicksale zu ihr und die Jüngsten ihre Freude um den Tisch her. Und vor lauter Liebe und Lebensfülle vergaß die Mutter alles Gutes tun wollen und war selber nur tätige und aufnehmende Güte. Über dem allen aber kam leise der Bote, der sie aus unserem Kreise hinausführte, fast unvermerkt, da sie eines Tages ihr irdisches Kleid fallen ließ, wie ihre Mutter zu ihrer Zeit, ohne Hauch und Seufzer. Wir waren um sie, als es geschah: sie glitt an dem Stuhl, auf den sie sich setzen wollte, nieder und war von uns weggegangen. Es war „ihr Tod“, sie konnte nur leise sterben und ohne Angst. Wenn sie den Boten gesehen hätte, sie hätte ihm willig die Hand gereicht; denn sie war ohne Widerstreben und daher auch ohne Grauen. Von der großen Stille aber, die sich auf ihrem lieben Angesicht ausbreitete, ging auch über ihre Kinder ein Großes aus, das nie vergessen wurde.

Anna Schieber.

## Meiner Mutter.

Mein Haupt will ich bergen wie einstens  
in deinen Schoß,  
ich tat es vorzeiten als Knabe —  
nun bin ich groß.

Von der Stirne streich mir die Locken  
leise fort.  
Und sprich mir wieder wie damals  
ein zärtlich Wort.

Und küsse die brennende Wange  
deinem Kind,  
und trockne am Auge die Träne,  
die heiß mir rinnt.

So will ich liegen und träumen,  
wie einst ich tat,  
und vergessen, daß ich ins Leben,  
ins wilde, trat.

Börries von Münchhausen.

## Der Dichter Novalis an seine Mutter.

Jena 1791.

Ich weiß, daß Du es so gern siehst, wenn ich an Dich schreibe, ob ich Dich gleich versichere, daß auch sonst die Erinnerung an Dich mir die glücklichsten Stunden macht, wenn meine Phantasie schwelgt und Dein Bild mir lebendig vorschwebt, wenn alle die schönen Szenen der Vergangenheit und Zukunft, die ich mit Dir erlebte und erleben werde, vor mir stehen und jeder Zug in ihnen belebt ist, wenn gar der Schleier der Zukunft sich hebt und ich Dich als Schöpferin aller jener kühnen Entwürfe sehe, die eine allzu kühne Zuversicht in meine Kräfte wagt; denn wem danken alle Männer beinahe, die etwas Großes für die Menschheit wagten, ihre Kräfte? Keinem als ihren Müttern! Du trugst beinahe alles zur Entwicklung meiner Kräfte bei, und alles, was ich einst Gutes tue und wage, ist Dein Werk und der schönste Dank, den ich Dir bringen kann.

## Die Mutter.

Das Bild meiner Mutter war nie das Bild eines Mütterleins. Selbst als das Alter die Höhe ihrer Gestalt gemindert hatte und ich weit über sie emporgewachsen war, erschien sie mir so hoch, daß ich es nur einmal wagte, ihren Kopf in meine Hände



zu nehmen und an meine Brust zu legen, damals, als ich heimkam, als der Tod ihr wieder eine geliebte Tochter aus dem Hause geführt hatte. Ein tiefes Erbeben ging durch meine Mutter und mich; das ganze Leben schien von Grund auf verwandelt.

Ich war damals vierzig und die Mutter fünfundsiebzig. Ich stand lange schon im Amt und hatte einen Haushalt, in dem die Mutter samt dem Vater, wenn er noch gelebt hätte, wohl geborgen gewesen wären. Aber die Mutter blieb Herrin und Dienerin der kleinen Ackerholle daheim.

Wenn sonst die Kinder eines Hauses in die Vierzige kommen, beginnen sie mit den Eltern die Rollen zu tauschen: sie werden die Großen, die Eltern zwar nicht die Kleinen, aber doch etwas Ähnliches, und es ist schon des Preises viel, wenn sie mit einer gebührenden Beigabe von Rücksichtnahme und Respekt wie wohlgelittene Kinder behandelt werden. Bei uns ist es nie zu einem solchen Rollentausche gekommen. Mein Vater starb genau in der Zeit, in der sonst die Söhne dem väterlichen Wesen entwachsen. Ich hatte gerade die letzte Seite meiner Doktorarbeit niedergeschrieben, und ich glaube, daß mein Vater, wenn er noch davon gehört hätte, fortan sein kluges Haupt unter meine beginnende geistige Gewalt gebeugt hätte. Die Mutter nicht! Die Mutter begleitete meinen geistigen Aufstieg mit denselben Augen, mit denen sie mich zwanzig Jahre vorher die Stämme unserer Obstbäume und die Schroffen unserer Berge emporklettern sah. Noch als ich schon ziemlich weit oben war, als mich die Mutter in einem sehr stolzen Amtsfleid erblickte, sagte sie — und ich höre es noch immer, und noch immer klingt es selig: „Er bleibt doch halt mein Junge!“

Sie hätte es schön haben können bei mir. Eine ganze Gemeinde hätte ihr in Liebe gehuldigt, und sie war durchaus nicht ein Mensch, dem dies nicht wohlgetan hätte. Aber ich glaube, wir haben nicht einmal daran gedacht. So selbstverständlich war es, daß sie Herrin bleiben mußte auf ihrem eigenen, wenn auch noch so winzigen Grund und Boden. Sie hatte ein schweres, kummervolles Leben. Nicht nur, daß sie schon drei gesunde, fröhliche Kinder verloren hatte und ein viertes durch die Dunkelheiten eines getrübten Gemütes führen mußte, alle Ängste und Schrecknisse miterleidend, — sie hatte auch eigenen Herzens Last zu tragen. Als jüngstes Kind von einem vollen Duzend Kinder einer lebensstarken, geradezu lebenslustigen Familie hatte sie allein einen gewissen schweren Ernst geerbt. Es war wie ein Vorzug, denn es ist eine Gnade, auch den Dunkelheiten des Lebens zugänglich zu sein; die immer Fröhlichen haben ja doch nur ein halbes Leben; und sie hatte die Bestimmung, ihrer verwitweten Mutter Gefährtin des ernstesten Alters zu sein; sie half ihr in ihrem Ausgedingestüblein<sup>1</sup> beim Spulen und Weben. Von dort holte sie mein Vater, der Zimmermann und bald Besitzer einer kleinen Ackerwirtschaft war. „Sie kann ja nur spulen und weben“, sagten abmahnend die Angehörigen des Vaters, die wohl wußten, wieviel andere Kunst und Kraft eine Ackerstelle erforderte. Denn der Vater war in einer auswärtigen Fabrik beschäftigt und konnte nur sonntags daheim sein.

---

<sup>1</sup> Ausgedingestüblein = Altenteil.

Da riß sich die Kraft der jungen Weberin zusammen. Sie mußte auch im neuen Heim den Webstuhl aufstellen, denn des Vaters Wochenlohn war karg. Aber ihre Felder mußten ebenso üppig im Halm stehen wie die Felder der Nachbarn, und die Kühe im Stall mußten glänzen vor Reinlichkeit und Fülle. In der Sonne funkeln mußten die Messingreifen von Butterfaß und Butterschaff! Und es lag auch jedes zweite Jahr ein Kindlein in der Wiege.

Da kam jener Stolz über meine Mutter, der sich auf der Höhe ihres Lebens als Hoheit offenbarte. Und eine Freudigkeit und Gewißheit, die den Verdüsterungen des Lebens die Waage hielt. Fast immer ohne den Schutz des Mannes, umgürtete sich ihr liebfräuliches Wesen mit einer Wehrhaftigkeit, vor der die wildesten Männer Respekt hatten. Recht und Gesetz wohnten weit ab, und es gab noch keinen Fernruf an die Polizeiwache. Da mußte das Leben eigene Wehrhaftigkeit haben.

Meine Mutter wurde ganz eins mit dem Ackerboden, den sie ohne jede fremde Hilfe bebaute. Da war auch keine Krume, die sie nicht einmal in der Hand gehabt hätte. Ihr Lebensodem und der Ackerbrodem gingen ineinander über. Die Leute sprachen manchmal davon, daß unser Acker ganz sonderbar gesegnet sei, und manche konnten sich den Segen in unserem Stalle nicht anders erklären als durch Annahme einer geheimnisvollen Kraft. Das war eben meine Mutter.

Was man seit einigen hundert Jahren Mutterpflichten zu nennen beliebt, Gebären und Ernähren, das war ihr Wesen, und sie hat wohl niemals an den Pflichtcharakter dieser ihrer Wesensart gedacht. Ist ja auch ein fremdes und verderbliches Denken! Als die Jahre ihrer körperlichen Fruchtbarkeit vorüber waren, ging alle ihre Liebe darauf aus, die große Kinderschar redlich zu ernähren. Das wurde ihr eine innere Notwendigkeit. Noch als wir schon lange draußen in der Welt waren, Männer in Lebensstellung, mein Bruder und ich, mußten wir ihr den Glauben lassen, daß wir manchmal etwas von ihr brauchten, ein Stück Landbrot, einen Kuchen, ein Töpflein Butter. Und es war sicher kein eingebildeter Glaube. Wer weiß, was aus uns geworden wäre ohne diese wahren Vitamine. Glaube doch niemand, daß man von dem Brote, das man im Laden kauft, ebenso gut ernährt wird wie von dem Brote, das man aus den Händen der Mutter ißt.

Wenn ich von meiner Heimat oder von meinen Eltern rede, wende ich nicht gern Ausdrücke oder Bilder aus meiner humanistischen Bildung an. Aber manchem Ohr wird es doch richtig klingen, wenn ich sage: Meine Mutter war ein Weib von antiker Größe. Mir fällt auch das Wort „heldenhaft“ ein; es wirft ein scharfes Licht auf das Bild meiner Mutter, überblendet aber ihre stille liebfräuliche Art. Auf ihr Grabtäfelein schrieb ich die Worte: „Im ewigen Licht!“ Gott formte sie zu meiner Mutter.

Meine Mutter hat gelebt, solange sie ihren Acker bebauen und uns die Heimat bewahren konnte. Wir wollten ihr dann noch einen schönen, ruhigen Lebensabend bereiten. Im April 1920 gab sie ihre Wirtschaft an meine ältere Schwester und ihren Mann ab; im Juli starb sie.

Starb sie, so sagt man. Aber was ist das, was so stark in mir und um mich lebt? Ich muß es manchmal anreden und dann immer „Mutter“ sagen. Ich habe auch ein schönes Bild von ihr, habe es selbst aufgenommen, als sie gerade einmal aus der Scheuer trat. Aber wenn ich sie einmal wirklich sehen will, muß ich zur Scheuer selbst hingehen. Oder ich muß auf die Felder und Wiesen gehen, die sie bestellt. Da sehe ich sie mit der Sense in der Hand. Und es legen sich die Halme schwadenweise zu ihren Füßen, und es duftet nach frischem Gras und erntereifem Korn. Oder in den Stall. Wie sie die starke, ungebärdige Kuh losband und zu dem wilden Stier im Dorfe führte, sonst nur eine Aufgabe männlicher Arme! Oder ich gehe in das Stübchen, dessen Ziegel sie selbst gebrannt und aufgemauert hat, als ich nicht mehr in der Kohlenkammer schlafen sollte. O sie wußte ihre Kinder zu ehren! Es ist ein feines, weißes Stübchen und ist der Mutter sehr ähnlich.

Oder ich gehe zu dem Brunnen in der Wiese, dessen Quelle sie selber entdeckt und dessen Tiefe sie selber gegraben hat. Es war für mich schon bei ihren Lebzeiten ein Heilbrunnen, und heute steigt sein Wasser bis in mein Haus herauf und füllt alle seine Gefäße. Wer will noch sagen, daß meine Mutter tot ist, da ich so sehr von ihr lebe?

Joseph Wittig.

## Meiner Mutter.

Wie oft sah ich die blassen Hände nähen  
ein Stück für mich — wie liebevoll du sorgtest!  
Ich sah zum Himmel deine Augen flehen,  
ein Wunsch für mich — wie liebevoll du sorgtest!

Und an mein Bett kamst du mit leisen Zehen,  
ein Schutz für mich — wie sorgenvoll du horchtest!  
Längst schon dein Grab die Winde überwehen,  
ein Gruß für mich — wie liebevoll du sorgtest!

Detlev von Liliencron.

Wenn ihr euch ein Vorbild nehmen könnt, dann an den Frauen, euren Müttern, die im Großen Krieg in unvorstellbarer Pflichterfüllung lebten und in der Heimat oft einen ebenso heroischen Kampf führten wie ihre Männer an den Fronten. So übergebe ich euch die neuen Zeichen, indem ich sie dem Gedächtnis eurer Mütter weihe, den stolzesten und tapfersten Frauen, die Deutschland je sah.

Baldur von Schirach

an die Mädführerinnen anlässlich der Weihe der Wimpel  
für die Jungmadel in Bamberg am 10. September 1937.





# Kriegsbriefe einer jungen deutschen Frau.

11. Dezember 1914.

Kalt war's hier auch schon, ich sehe manchmal nach, ob die Kinder kalte Füße haben. Als Zeitung haben wir das Tageblatt und als Karte den großen Andree, auf den wir eben zwischen Roulers und Paschendale getupft, wo Du bist. Hannele sagte neulich zu mir: „Mein Vater wohnt im Krieg, deiner in Frankfurt.“ Mit Gerdel war ich in Frankfurt. Als wir an die Bahn gingen, schienen noch die Sterne. Da sagte es: „Spitzen von den Engelsflügeln, die 'rausschauen.“ Als man die Sterne nicht mehr sah, meinte es: „Nun trinken sie Kaffee mit Weck, aber kein Schwarzbrot mit Haferbrei.“

Als ich mich am Mittwochnachmittag richtete, um zurückzufahren, ging ein höllisches Schießen los nach drei feindlichen Fliegern, alles rannte auf Dächer und Balkone! Die Stadt wurde mit zehn Bomben beglückt, die aber nichts schaden. Man spürte so recht den Krieg, Mutter legte die Hände zusammen, und Vater schlief ruhig weiter und merkte nichts. Ich habe gedacht: Zuerst betet man, lieber Gott, mach' doch die Lumpenkerle alle kaputt, — dann dacht' ich, das kannst du nicht verlangen, denn unsere Flieger werfen auch Bomben. Zuletzt dacht' ich, man kann nur beten: Gib uns starke Herzen, daß wir tapfer aushalten können und, wenn's sein muß, auch mutig sterben, in allem Unglück stark und innerlich rein, fest und gut werden und bleiben. Das allein kann er uns sicher geben. — Leb wohl, frier' nicht in Deinem Strohbettlein, Du mein armer Kerl.

15. Dezember 1914.

Gelt, so heißt's: „Klirrt sie auch in Stahl und Eisen, goldne Zeit folgt der von Erz. Und zum Heil, das ihm verheißen, ringt sich durch ein männlich Herz.“ Das soll der Bub auch bekommen. Wie ich mich gestern so an ihm freute und die Abendsonne sein helles Köpflein leuchten ließ, dachte ich dran, ob ich ihn auch wohl einmal hergeben müßte fürs Vaterland. So schwer das wäre, ist es nicht so schwer wie der Gedanke, er könne ein niederer Genußmensch werden. Bis jetzt will er ja seinem Schnulldaumen durchaus nicht entsagen, aber er muß.

Wilhelm hat sich als Freiwilliger gestellt. Seine Mutter schrieb mir, daß sie stolz sei, ihr Liebstes dem Vaterland zu geben. Wie's ihm wohl gehen wird? Gottes Will' hat kein Warum, las ich heut'.

23. Mai 1915.

Im Garten in der Haselnußlaube sitze ich im köstlichsten Schatten. Der Wind bewegt die Blätter, so daß manchmal ein Licht auf den Tisch huscht. Der grüne stattliche Kartoffelacker liegt vor mir. Die Tür zu Deinem Zimmer steht offen, — sitztest Du nicht drin und schreibst und kommst heraus und liest mir etwas vor, und es war nie Krieg und wird nie mehr Krieg sein? Deine Malven wachsen. Deine Löwenmäulchen blühen, der rote Mohn will aufspringen, kleine grüne Kirschen und samtige

Pfirsichlein sitzen an den Bäumen, und alles wartet auf den Herrn. Unsere Kinder wachsen heran, sie werden stark und klug. Der Bub sieht aus sprühenden blauen Augen groß in die Welt, seine roten Backen werden rund und die runden Armchen braun, und er duftet nach Sonne und Jugendschmelz. Die Mädele wollen mit Dir tanzen und auf Deinem Rücken mit Dir tollen. Deine Heimkehr wird einmal die größte Freude in unserem Leben sein.

4. Juli 1916.

So, jetzt ruh' ich mich aus nach zwei stürmischen Tagen. Der Unterton war die Sorge um Dich und die Sehnsucht wenigstens nach einem Brief. Aber die Hoffnung auf Briefe hab' ich zurückgeschraubt, weil wohl noch längere Zeit gesperrt sein wird. Die Näherin hat wieder in einem fort geschimpft, da muß ich immer beschwichtigen und kann's auch, denn mein Mann ist ja auch im Feld. Dann war Wäsche, und es hat geregnet, und Anna war sehr ungnädig, Hilde entsetzlich unartig und hatte wie ich Heimweh nach Dir, lernte schlecht und kackelte. Später dann nach dem starken Regen hörte ich im Garten ein lustiges Platschen, und als ich hinauschaute, sah ich Deine drei Töchter mit hoherhobenen Röcken barfuß in den Pfützen herumtanzen, lachend und jubelnd.

26. Oktober 1916.

Heut' kam Dein trauriger Brief vom Krankenlager. Du Armer. Volker hat Dir was gekritzelt, was ein Brief sein soll, mit der Mitteilung, daß er nicht mehr schnullt. Er schnullt wirklich nicht mehr. Als Anne ihm die Geschichte vom Daumenlutscher vorlas und die Bilder zeigte, war er so entsetzt, daß er das Lutschen ganz aufsteckte. Wenn ich Dich nur pflegen dürfte und Du Dich mit mir an den goldigen Kindern freuen könntest. Hannele sieht süß aus, selbst wenn es heult, Gerdel kriegt ein breites Gesicht, dem Deinen ähnlich; Hanneles Reckheit, Volkers Gründlichkeit, Hildes kritische Begabung kommen ja auch von Dir. So bist Du mir doch nicht ganz fern.

31. Dezember 1916.

Am letzten Tag des Jahres sitz' ich in unserem gemütlichen Zimmer und schreib' halt wieder einmal an Dich wie fast jeden Abend im vergangenen Jahr. Es war doch auch viel Schönes, oder eigentlich war's wenig, aber um so kräftiger, was wir zusammen haben durften. Ach, Du Guter, Ferner, ich hatte es ja trotz Teuerung und Knappheit schöner als Du, trotz Sorgen und Krankheit war ich in der von Dir geschützten, geliebten Heimat und hatte die Kinder.

10. Mai 1917.

Im Wochenbett besuchte mich Betty und erzählte, daß nächstens der Straßenbahnbetrieb eingestellt werden müsse. Die Wagen seien alle kaputt, Öl fehle und alles zum Herrichten der Wagen. So langsam muß eine Annehmlichkeit nach der anderen verschwinden, bis wir wieder ganz einfache Bauersleut sind. Mit den Geißen

hat's angefangen und mit dem Pflanzen und Bebauen, das jetzt Leute betreiben, die früher nie an so etwas gedacht hatten. Dadurch wird sicher unser Volk verjüngt.

Die Kinder dürfen zu meinen Eltern. Hilde freut sich nicht ohne mich. Ich sagte, daß ich später mitginge, wenn's Schwesterle größer sei. Sie sagte: „Bis dorthin hast du wieder ein Kleines.“ Die Post ist in letzter Zeit sehr knapp gewesen. Heute nachmittag um 5 Uhr fahr' ich wieder nach Haus. Alle holen mich ab. Vorhin war Tante Lene da und brachte mir ein großes Stück Schwarzbrot mit Käse und Butter. Das war fein! Allerdings gegen Brotmarken! So gut hat mir schon lange nichts mehr geschmeckt.

Gertrud hat ihr jüngstes Kind verloren, das ist schwer, ich wollt' keins hergeben, lieber eins dazu als eins weg.

Eben kam noch Deine Nachricht aus dem Lazarett von Deiner Gasvergiftung und der Verschüttung des Unterstandes. Wenn sich nun nur alles gutmacht, können wir froh sein, daß Du jetzt 'rauskommst. Ach, Du Lieber, Lieber! Volker schickt Dir Blümle aus dem Garten.

Minna Möricke.

## Aus dem Kriegsbrief eines gefallenen Studenten.

... Ich möchte Sie bitten, für den Fall, daß mir etwas zustieße, meiner Mutter, die meinen Tod wohl schwer ertragen würde, meine letzten Grüße zu bringen. ... Und geben Sie ihr bitte folgende Verse eines Kameraden von mir:

Ich habe bis zuletzt an Sie gedacht,  
und ihrer greisen Hände Segen  
hat tröstend über meinem Haupt gelegen  
und hat mir alles, alles leicht gemacht.

Vielleicht wird sie's dann leichter tragen.

Ulrich Sarnow,  
gefallen 31. Juli 1917 bei Sonnebefe.

## Ein deutscher Soldat an seine Mutter.

Nur ein Abschiedsgruß von Deinem Jungen. In diesem Augenblick denke ich an unsern guten Vater, der als Freiwilliger vor über 40 Jahren hinauszog gegen den Feind, seinem Vaterland die Ehre, die Freiheit mit zu erhalten. Jetzt bin ich selbst ein Mann geworden, auch innerlich, das fühle ich seit dem ersten Tage der Mobilmachung. Ich will mithelfen, daß Ihr in einem freien Lande wohnt, geehrt und geachtet von Freund und Feind. Wenn ich heute von Dir Abschied genommen habe, dann habe ich abgeschlossen mit diesem Leben — wir können ja nicht in die Zukunft sehen. Ich habe Dir jede unrechte Handlung, jedes verletzende Wort im stillen abgebeten, ich habe Dir gedankt für Deine Liebe, Deine Sorge und Deine Muttertreue.



So leb denn wohl, meine gute Mutter! Ob ich Dich noch einmal sehe, das hat unser Herrgott bestimmt. Sei tapfer und sei stolz. Drei Jungen fürs Vaterland, ein heiligeres Opfer kann keine Mutter bringen. Und nun, meine gute Mutter, Gott befohlen!

Felix Wiegand,  
gefallen 9. September 1914 bei Fumay (Frankreich).

## Der vierte Brief<sup>1</sup>.

Meine liebe Mutter, diesen letzten Brief  
wirst du haben, wenn ich in der Erde,  
die mich unaufhörlich zu sich rief,  
mit den andern Kameraden liegen werde.

Meine liebe Mutter, diesen armen Sand  
mußt du lieben, der mein Leben schlürfte.  
Doch was gäb' ich, wenn ich deine Hand  
einmal noch, nur einmal streicheln dürfte.

Meine liebe Mutter, dieses eine Wort  
sollst du gut verstehn und ohne Klagen:  
Eine kleine Wolke wird mich fort  
in das Land, für das ich sterbe, tragen.

Meine liebe Mutter, diese Wolke wirst  
du am Himmel sehen ruhig treiben.  
Fromm und silbern wird sie überm First  
unseres kleinen Hauses stehenbleiben.

Eberhard Wolfgang Möller.

## Im Kriegslazarett.

Die Nacht sank still herunter, dem Tag entgegen. Sie hatte in diesem Hause lärmend begonnen: in die anfängliche Ruhe der Gänge und Säle, darin die Verwundeten nun geborgen lagen in guter Hut und Pflege, war Hupensignal und die Anfahrt schwerer Wagen eingebrochen. Die Wagen hielten auf dem Hof an und wurden ihrer Fracht entleert: einer Ernte des kämpferischen Tages, dessen langhinhallender Donner der Geschütze bis in die Dunkelheit hinein an den Bergen hingegangen war. Die drinnen hatten ihn wohl gehört: sie waren auch im Kampf gestanden; sie wußten so gut, wie es draußen zuging.

Unruhig hinaus drängte es die einen: sie mußten wieder bei den Kameraden sein. Sie zählten und rechneten, wie lang es dauern werde, bis ihre Wunden verheilt seien. Froh der Bergung waren die andern: sie dankten ihrer Verletzung, die sie lebend aus der Hölle geführt hatte. Nun kamen Neue an: man trug und führte sie

<sup>1</sup> Aus: Die Briefe der Gefallenen.

ins Haus; da wurde alles lebendig, was eine Weile geschwiegen hatte. Die Neuen brachten es mit herein: Blut und leises, verhaltenes Stöhnen, Schmutz und Schweiß. Auch trug man auf der einen und anderen Bahre einen herein, der stille lag und den man in Ruhe ließ, da schon die große Ruhe anfang, sich über ihm auszubreiten.

Es waren Stunden hingegangen, bis wieder Stille wurde. Die Leute in den Betten sahen zu; es war noch nicht so lange her, daß man auch dem einen und andern von ihnen die Kleider und Stiefel vom Leibe geschnitten hatte. Das Bild war nur heute so blutig; schon morgen sah es anders aus. „Das gibt sich alles“, sagten die Alten zu den Neuen. Sie wurden gespeist und getränkt, verbunden und zu Bett gebracht. Es gab Spritzen für Schwerverletzte. Nach und nach war es dann so, daß nur noch die Nachtwachen aus- und eingingen.

Am Himmel standen die Sterne, auf den Treppen und in den Gängen huschten die Taschenlämpchen der Nachtwachen. Es waren nur Schwestern; man hatte hier zur Zeit keine Sanitäter. Es war Ende September 1914. Die Lazarette waren überfüllt, hauptsächlich von Franzosen und Bayern. —

Die Nacht ging gegen den Morgen. Eine Schwester stand am Fenster in einem der langen Gänge. Das Lazarett war in einer Kaserne untergebracht. Das Fenster ging auf die Straße, gegen die Saarbrücke zu. Seine Flügel standen offen. Es strich ein kühler Morgenwind herein. Die Schwester war noch nicht lange hier, vieles war ihr noch neu und schwer.

Als der Krieg begann, wußte sie nur das eine: ich muß mich auf irgendeine Weise in den Strom werfen, muß Welle sein oder doch wenigstens Tropfen... Da war sie nun. Wie dankbar, wie froh, daß sie mit angreifen durfte! Es war einerlei, was man tat, man mußte nur Welle sein dürfen in dem großen Strom, oder, wie gesagt, wenigstens Tropfen.

Einerlei was, — das stimmte nicht ganz. Sie hatte, da sie älter war als die meisten Schwestern hier, einen Saal voll schwerverwundeter Franzosen zu pflegen bekommen. Das war eine verantwortliche Aufgabe, in mehrfacher Beziehung verantwortlich...

Sie kam eines Tages zum Chefarzt. Sie hatte sich hin und her besonnen, aber nun stand sie vor ihm: „Ich möchte lieber Deutsche pflegen. Alle meine Nächsten sind im Felde.“ Sie stockte, er sah sie so eigentümlich an. „Es fällt mir schwer, ich...“ Da wußte sie nicht weiter. Vorher, in ihrer kleinen Stube, war es ihr vaterländisch vorgekommen, daß sie lieber Deutsche pflegen wollte.

Der Chefarzt sah an ihr hinauf und hinunter. „Ich habe geglaubt, Sie wollten Verwundete pflegen.“ Schneidend sagt er es. „Das will ich ja auch, aber...“ „Nun also, Verwundete haben Sie. Sie können sich bis heute abend besinnen, ob Sie lieber heimfahren wollen oder Ihren Saal behalten.“

Sie ging. Sie schämte sich entsetzlich. Es war, als ob das Menschsein in ihr von ihr selber beleidigt worden sei, tief verletzt durch eine gefühlsmäßige Enge des vater-

ländischen Sichabsonderns von den schweren, großen Aufgaben der Zeit. War ihr nicht etwas anvertraut, was hohe Aufgabe war: Feinde, die vom Augenblick der Verwundung nicht mehr Feinde sein durften? Mußte sie nicht hoffen, daß auch ihre Eignen, wenn das Blei sie treffen sollte, barmherzige Hände fanden und ein Herz, das im Menschsein wurzelte?

Sie ging zu ihren Pfleglingen und tat ihnen, was ihre Not verlangte. Sie waren in ihre Hand gegeben, waren schlimm zerschossen: bei einigen war keine Aussicht, daß sie am Leben blieben, bei anderen, daß sie später wieder mit gesunden Gliedern ins Leben treten würden. Sie ließ sich von ihnen erzählen, von Weib und Kind, von Vater und Mutter daheim. Die Leute spürten, daß ihre Schwester anders zu ihnen stand als vorher. Einer sagte, als sie ihm am späten Abend die letzte Handreichung tat für die Nacht: „Le bon Dieu vous bénira, ma sœur...“<sup>1</sup>

Als der Chefarzt am andern Morgen kam, war sie mitten in der Arbeit. Es wurde nichts gesagt. Er nickte ihr zu wie einem guten Kameraden.

„Ich habe es wohl gewußt“, sagte er später einmal, „das Menschliche hat nicht sehr tief in Ihnen geschlafen: es brauchte nur einen Anruf, so war es da. Was Sie hier tun, ist tieferer Dienst an Deutschland, als Sie dachten, am tieferen Deutschland.“

Solcherlei Dinge gehen an der Schwester vorbei, die im grauen Morgen nach der Nachtwache am offenen Fenster steht und sich Stirn und Augen vom kühlen Wind bestreichen läßt. Ihre Franzosen sind nach Deutschland abgewandert; hier draußen hat man die Leute nicht bis zur völligen Genesung. Sie hat jetzt andere Verwundete, in der Hauptsache Bayern...

Eines Tages — es redete da ein Stück Lebensreise und auch Lebensalter mit — ist die Schwester an eine kleine, stille, abgelegene Stelle des großen Hauses versetzt worden. Es sind zwei kleine Stuben, darin steht je ein Bett, und wer hier hereingetragen wird, der ist schon aus dem Kreis des Lebens herausgestellt. Er braucht Ruhe zum Sterben und braucht doch auch, da es mit dem Sterben nicht immer so schnell geht, für die harte Arbeit, die es zu tun gibt, einen Kameraden, der ihm die Hand reicht: eine hilfreiche Hand, die er fassen kann, solange die seine noch die Kraft dazu hat, und die, wenn er versagt und loslassen muß, ihrerseits nicht losläßt.

Es brennt so manches Mal das Lämpchen mit verhangenem Lichtkern in der Nacht, da täuscht das geöffnete Fenster, durch das die kühlen Winde hereinwehen können, unendlichen Lustreichtum vor, dem Schweratmenden über Gesicht und Wange streichend: da weiß eine wachende Frau, warum sie einst durch solche Nächte mit dem liebsten Menschen gegangen ist, dessen Ring sie noch am Finger trägt. Das eigene Schicksal ist aufgenommen und bejaht, aber es war nur Vorschule für die harte Zeit,

---

<sup>1</sup> Der liebe Gott segne Sie, Schwester!

nun kann es hineingelegt werden in die Tage und Nächte der andern, die es noch vor sich haben, die es noch erleiden müssen.

Es darf hier vielleicht einmal gesagt sein: nie hat sie, die hier dabei war, Angst und Grauen vor dem Drüben gesehen, nie die bange Frage nach dem, was nachkomme. Hier und da eine Kinderfrage nach dem Weg, der zu gehen sei, den man nicht wisse — — und ein williges Sichtröstenlassen: „Du brauchst ihn nicht zu wissen, es sind da Führerhände, die dich aufnehmen.“ Doch ist das schon fast zuviel gesagt.

Da ist ein Bergmann aus dem Ruhrgebiet, ein schwarzbärtiger Landsturmmann. Er hat mit einem kleinen Häuflein Kameraden einen ganzen Nachmittag lang eine mehrfache Übermacht aufgehalten: man hat es im Lazarett erfahren durch die Begleitmannschaft. Wenige sind — verwundet — übriggeblieben, einer, dieser Bergmann, auch: er ist am schwersten getroffen. Er trägt eine tiefe, unweigerlich tödliche Wunde. Denn der Splitter einer Granate hat ihm, nachdem er unter dem Herzen durchgeschlagen hat, mit großer Zerreißung die Nieren zerstört, so daß da vielleicht noch Tage, vielleicht auch noch Wochen übrig sind, schmerzlich zu verkommen, indes die riesige Wunde am Rücken um sich frißt wie ein Wolf.

Dieser Bergmann nun liegt in der kleinen Stube, blaß und schmerzvoll, wenngleich kaum ein Laut über die trocknen, rissigen Lippen geht. Es ist eine fast unablässige Verbindung zwischen den beiden, der Schwester und dem Pflegling. Denn es gilt da dauernd, mit trockenen Verbandstoffen die scharfen Säfte aufzusaugen, die brennend aus dem Innern her an der Wunde weiterzehren, Rand um Rand ausfransend in unaufhaltsamer Zerstörung. Und ebenso gilt es, den ausgemergelten Mund und Rachen feucht zu fühlen und dem Frost in den Gliedern mit Wärme zu begegnen.

„Ob es noch lange dauert?“ fragen nur die Augen, die tief in den Höhlen liegen. Aber es kommt ihnen nicht die Antwort, die sie begehren; denn auch Stunden können Ewigkeiten sein, wenn sie randvoll mit Qualen sind, und wer kann wissen, wie viele solcher Stunden sich noch zu Tagen reihen werden? Dieser große, knochige Mensch stirbt nicht, ehe die letzten Säfte, die zum Leben gehören, verbraucht sind.

Eines Tages aber geht leise die Tür vom Gang her auf, und herein treten zwei Frauen, die ein Kind, ein etwa achtjähriges Mädchen, vor sich herschieben. Das Kind ist blond und hat ein mageres Gestältlein, das in dürftigen Kleidern steckt, aber es sieht dennoch nach pflegsamem Händen aus. Die Hände gehören der Mutter, die mit gleichen wasserhellen Augen aus einem liebevoll ergebenen Gesicht schaut. Sie ist schwarz gekleidet, und auch die andere Frau, die, wie es sich herausstellt, die Schwester des Sterbenden ist, hat sich schon auf Trauer eingestellt, so gut es sich mit ihren armseligen Beständen tun lassen wollte. Sie treten alle drei an das Bett, sie streicheln die schweren, müde daliegenden Hände, die sich zum Gruße ein wenig zu heben versuchen, aber sogleich kraftlos wieder zurückfallen.

„Da sind wir nun, Emil, und du mußt sterben“, sagt das Weib sanft — beweglich. Und der Mann nickt dazu, schwer und ernst. Man macht einander da nichts vor. Sie sind zum Abschied hergekommen, und vielleicht bleiben sie da, bis es vorbei ist. Ob das aber möglich ist, kann kein Mensch wissen, denn das Herz tut noch seine Schläge, pflichtgetreu, es muß noch besonders gebrochen werden, ehe es aufhört zu schlagen. Das kostet viel, und es ist nichts für ein Kind, dabeizustehen und zuzusehen.

„Ich soll dir Grüße sagen von den Kindern. Sie haben jetzt dann keinen Vater mehr, und wir müssen zusammenstehen, damit wir durchkommen. Sie sind gesund und brav, alle sechs.“ Es geht ein leiser, ferner Schein von Glück über das bläuliche Gesicht des Mannes. Sechs Kinder hat er; eines davon steht hier an seinem Bett. Die andern lassen ihn grüßen. Heute noch sind sie eine Familie, er freilich, er muß davongehen.

„Geh nur ruhig, Emil“, sagt seine Schwester, „für die Kinder wird gesorgt; wir halten zusammen. Das haben wir dir noch sagen wollen. Du kannst unbesorgt gehen.“ Er nimmt das Wort auf, er trinkt es in sich hinein; es ist da wieder einmal alles einfach, so alles gelassenen Willens und alles gelassenen Vertrauens voll.

Die Schwester trägt Stühle herbei. Sie bringt Kaffee und Weißbrot und deckt einen Nebentisch. Sie essen und trinken; sie sind in aller Frühe aufgebrochen. Immer wieder geht eins ans Bett und legt seine Hand auf die des Mannes; er ist müde, die Augen fallen ihm zu. Dann tut er sie wieder auf: Ob sie noch da sind? und läßt die Lider wieder sinken.

Nach einer Zeit gehen sie dann wieder. Es ist vielleicht besser; es geht vielleicht noch nicht so schnell. „Schwester, Sie bleiben bei ihm? Sie tun ihm dann das Letzte?“ Die Frau hat so ein ergeben farbloses Gesicht, aber es sind ungeweinte Tränen hinter den Augen, und die Stimme verhält ihre Schmerzen.

„Er ist ein guter Mann gewesen, er hat nie ein böses Wort gehabt. Immer hat er an uns allen seine Schuldigkeit getan.“

Die Schwester bleibt am Bett, als die drei aus der Tür gehen; sie sollen sehen, daß er nicht verlassen ist. Sie wenden sich noch einmal um, nehmen das Bild in sich hinein und gehen ihres Weges. Der Abschied ist schon geschehen, nun gilt es, fest zusammenzustehen.

Dann, bald, kam die Zeit der letzten Arbeit und des letzten Dienstes und die große Ruhe. „Zu Ende getragen“, muß die Schwester immer wieder denken, wenn sie die Züge betrachtet, die hehr werden in der Vereinfachung des Todes.

So geht es oft. Sie kommt sich als Kameradin dieser aller vor, als Stellvertreterin derer daheim auch. Stellvertreterin, das wird überhaupt ein Wort, das sich in ihr Leben hineinbildet.

In denselben Tagen, da der Bergmann sein Leben zu Ende trägt, geht in der Nebenkammer etwas Großes vor sich. Der heitere Oberbayer Hartkogler, der eine verhältnismäßig leichte Verwundung am Unterschenkel hat, ein blühender und

kräftiger Mann, spürt eines Morgens, daß er nicht recht schlucken kann, und als er sich umwenden will, um seine Beobachtung dem Nachbar mitzuteilen, versagt zu dieser Drehung der Nackenmuskel. Wundstarrkrampf ist zu dieser Zeit den Leuten keine fremde Erscheinung; sie haben ihn vom Sehen und vom Hörensagen kennengelernt. Und es entsteht eine erschrockene Stille, in der sich ein Kamerad hinausschleicht, um der Schwester, die er draußen antrifft, zu sagen, den Hartkogler „habe es“.

Es ist noch nicht allgemein durchgeführt, wenigstens nicht allerorten, die Verwundeten, bei denen es in Betracht kommen kann, daß etwas von Erde oder Zeugfezen in die Wunde gekommen sei, vorbeugend mit dem Gegengift zu impfen. Hier jedenfalls ist es nicht geschehen. Die Erscheinungen, die beim ersten Auftreten den Saal 33 so entsetzt haben, vermehren sich rasch, und es ist herzbeweglich zu sehen, wie die Kameraden dies in einer verlegen-gedrückten Aufmerksamkeit miterleben. Der Arzt entscheidet, schon um den Armen der allgemeinen Beobachtung zu entziehen, seine Verbringung in Nummer 11, die Sterbekammer; so nennen die Leute jene kleinen, der Unruhe des Hauses entzogenen Räume in schauriger Sachlichkeit. In der einen stirbt langsam der Bergmann hinweg, in die andere nun trägt man das junge, sich bäumende Leben hinein.

Hartkogler ist still, aber unter seinen geschlossenen Lidern quellen Tränen, dicke Tränen hervor. Er kann da schon nur mühsam die Hand heben, sie wegzuwischen; und als immer wieder neue kommen, läßt er sie laufen, wie sie wollen, da es ja ohnehin nichts mehr zu wehren gibt, wie ihm die Kameraden in grausamer Teilnahme mitgeteilt haben. Sondern es muß nun ein Muskel nach dem andern erstarren, bis bei wachen Sinnen der ganze Mensch wie ein Stück Holz wird. Nie wird die Schwester das hilfeslehende Gesicht, die angstvollen Augen unter dem strohblonden Haar vergessen, nie auch das Aufleuchten darin, als sie mit ihrem neuen Pflegling verabredet, sie wollen den Kampf gemeinsam aufnehmen, zu zweien gehe es bestimmt leichter, und man müsse nie das Wort „unmöglich“ gebrauchen, es gebe nichts, was unmöglich sei.

Und doch ist ihr das Herz schwer genug angesichts des jungen, starken Leibes, der gemacht scheint, Bäume auszureißen oder wilde Rosse zu bändigen, und der nun, wie mit Stricken gebunden, unter einem grausam überlegenen Feinde liegt. Es geht nun alles seinen Lauf, den die Krankheit, diese Geißel der Anfangskriegszeit, nehmen muß: bald ist es so weit, daß keine Wimper mehr zucken, keine Lippe sich regen kann und daß eine Körperfunktion um die andere versagt. Die härteste Empfindung der Qualen wird durch große Gaben von Veronal und Morphinum etwas gemildert, indessen gibt das gehemmte Stöhnen, das zwischen zusammengebissenen Kiefern den Weg herausfindet, Zeugnis genug von dem erbarmungswürdigen Leiden, das da ausgetragen wird.

Eines der letzten Worte, die der junge Mensch hervorgebracht hat, hat seiner Mutter gegolten, von der er ein Bildchen, von einem Kurgast aufgenommen, im Geldbeutel



trägt: ein kümmerliches, altes Bauernweiblein, das man eher für die Großmutter des stattlichen Kavalleristen hätte halten mögen. Er ist aber ihr Jüngster, der Jüngste von acht Kindern, und sie hat außer dem Gebären und Aufziehen ihrer Schar ein ungemeßenes Teil an harter Arbeit getan. Auch sieht der Sohn mehr als andere Leute auf dem winzigen Bildchen, und was er mühsam stammelte, solange er es in der Hand hielt, hieß: „Es ist nur gut, daß sie es nicht weiß.“

Das denkt die Schwester auch manchmal in den langen Nächten, in denen sie selbst den Kampf kämpfen, wie das vereinbart ist. Sie kommt sich auch da als Stellvertreterin vor, und das ist sie ja auch. Daß aber das Stellvertreten kein Spiel ist, das braucht ihr niemand zu sagen.

Da aber, als sie einmal mitten in der Nacht denkt: es wäre doch barmherzig, die Dosis noch etwas stärker zu machen, denn sie sieht die blauen Augen so unsäglich bettelnd auf sich gerichtet, — wie ein Mensch das so denkt: „Will kein Gott auf Erden sein, sind wir selber Götter!“ — und sie sich vor sich selber und den bettelnden Augen ans Fenster flüchtet, da droben am Himmel die Sterne ihre stille und ewige Bahn ziehen, hört sie hinter sich eine Stimme und meint zu träumen: „So an Durst hätt' ich halt.“

Das hatte nicht mehr im Programm gestanden. Der Doktor hatte bei der späten Visite gesagt: „Sehr lange kann es nicht mehr gehen!“ und hatte für alle Fälle noch einige Anweisungen gegeben.

Aber es gibt so etwas wie Wunder, man mag es heißen, wie man will; es gehen da geheimnisvolle Kräfte um, und hier ist irgendeine Reserve aufgesprungen, die den Krampf gelöst hat. Denn der geht nun unaufhaltsam zurück, wie er unaufhaltsam gekommen ist.

Und es gibt wirklich nichts, was es nicht gibt.

Das Leben aber verteilt seine Reichtümer und Armuten, ohne sich an Vorschriften zu binden, es fragt da nicht danach. Und auch die Hilffschwester im Kriegslazarett Nummer soundsoviel da draußen an der Reichsgrenze bekommt ihren Anteil zugemessen, von beidem reichlich genug, um dann einmal zu ihrer Zeit ein wirkliches Leben gelebt zu haben.

Anna Schieber.

## Aus Briefen von Monika Hunnius.

Riga, den 4. September 1917.

Mein liebes Evchen!

Ist es denn Wahrheit, was wir erlebt haben? Gestern, nach furchtbaren Zeiten, zogen die Deutschen in unsere liebe alte Stadt ein, mit Blumen an der Brust und mit Blumen an den Flintenläufen. Und ein Jubel begrüßte sie, wie nur gequälte Menschenseelen ihn empfinden können, die auftauchen aus tiefer Dunkelheit.

Man geht umher, als träumte man, man sinkt sich auf der Straße in die Arme.

Man jauchzt, man weint, man lacht. Man redet jeden Soldaten an, man drückt ihm die Hand wie einem Retter und Befreier.

Heute wurde der Schützengarten wieder eröffnet. Er war uns Jahre verschlossen, weil man dort deutsch gesprochen hatte! Eine Militärkapelle spielte, und wir waren alle da. Alle! Und als sie spielten „Deutschland, Deutschland über alles“, da entblößten alle Herren ihre Häupter, und wir sangen das Lied, das keiner von uns auch nur denken durfte all diese Jahre. Kinder hatten die Hände voll Blumen. Und jeder drückte jedem die Hand, und immer wieder sagte man: der größte Tag, den unsere Stadt in vierhundert Jahren erlebt hat! Als wir einen Soldaten fragten, ob sie irgendwo schon so empfangen worden seien, antwortete er: „Nur in der Heimat!“

Ja, wir hatten gelitten. Es waren Jahre so voller Erniedrigung und Not, wie man es gar nicht begreifen kann, daß man sie durchlebt hat und dieselbe geblieben ist. Doch nein, man ist nicht mehr dieselbe, die man war. Das kann ja auch nicht sein.

Ich bin in schwerer Gefahr gewesen wegen meiner Arbeit für die deutschen Verwundeten in Moskau. Durch meine Hände ist viel gegangen: große Summen Geldes und Berge von Sachen. Einmal riet man mir auch zu fliehen, weil ich bedroht war. Ein anderes Mal wurde ein Brief, den ich geschrieben, von der Polizei gesucht. Da war ich in großer Not, wurde einmal sogar auf die Polizei befohlen und entkam nur durch ein Wunder. Doch was rede ich davon! Das liegt heute so weit, so weit. Heute ist nur das eine: Die Deutschen sind da! Und wir haben nun ein Vaterland!...

Den 23. Oktober 1917.

... Ich arbeite zweimal die Woche im Soldatenheim unter den Bremer Damen. Da kannst Du mich sehen mit weißer Schürze und Schwesternhäubchen und mit der Rote-Kreuz-Binde. Wie schön und lieb ist die Arbeit, und mich faßt es ans Herz, wenn die Soldaten mich „Schwester“ anreden. Zwei Sonntage im Monat bin ich auch da, am liebsten steckte ich meine Arbeit jetzt ganz auf und lebte nur fürs Soldatenheim. Ach, das Leben ist so groß und stark und reich, und man will mitten drinstehen. Denke, ich habe auch Kriegsanleihe gezeichnet, zweihundert Mark, sehr leichtsinnig! Aber ich verkaufte Sachen, Federbetten, Stühle usw., und rannte an Hindenburgs Geburtstag zeichnen. Nein, daß man dazugehört! Oh, wäre jeder Puls ein Dank und jeder Odem Lobgesang!

## Ein Feldlazarett beim Rückzug.

(Tagebuchblätter.)

25. Oktober 1918.

... Die Demarkationslinie<sup>1</sup>, die uns von den Bolschewiken trennt, wird mehr und mehr Kampflinie. Oft hört man Schießereien. In die Krankensäle kamen je drei

---

<sup>1</sup> Abgrenzungslinie.

Gewehre für etwaige Überfälle. Sie lehnen in einer Ecke und sind für die wehrlosen Kranken ganz nutzlose Möbel. Ihre Hoffnung ist, daß ihnen nichts geschieht, wenn ich da sei. — Der Chefarzt ließ mich zu sich rufen und stellte mir frei, zum Kriegslazarett zurückzukehren. Ich lehnte natürlich den Rückzug ab, der nur der persönlichen Sicherheit gilt. Hier ist meine Pflicht. Hier bleibe ich auch bis zum Ende, ob es nun so oder so kommt. Und hält unsere Linie wirklich nicht, lebend falle ich trotzdem nicht in Bolschewikenhände! Eine große Spritze Morphium liegt aufgezogen für den äußersten Fall bereit. Außerdem sind die Wärter wirklich gute Kerle. Ich erwache in einer der letzten Nächte vom gleichmäßigen Schritt eines Postens vor meinem Quartier und frage, was denn los sei. „Wir müssen Extrawachen schieben und haben beschlossen, den Marsch bei Ihrer Ecke herumzunehmen. Passiert wirklich etwas, sollen Sie die erste sein, die geweckt wird! Also schlafen Sie ganz ruhig weiter, Schwester, Sie haben's nötig! Wir wachen jetzt einmal mit für Sie, wie Sie sonst für die anderen.“ ...

9. November 1918.

... Seit über vierzehn Tagen bekommen wir so gut wie keine Post mehr. Das erhöht die Nervosität aller ganz gewaltig. Wir erfahren nur halbe Sachen. Revolution in Österreich? Wilson und Waffenstillstand? Der Notenwechsel wird mit Spannung verfolgt, und ich denke oft: Wenn anderswo auch die Nerven so versagen wie bei unsern einfachen Leuten hier, kann es gut werden. „Frieden um jeden Preis“, schreien sie. Mein Gott, gerade sie würde doch ein solcher Frieden in der erst wieder zu schaffenden Existenz am meisten treffen. Das wollen sie nicht einsehen, und ich ereifere mich deswegen oft mit ihnen ...

11. November 1918.

Es herrscht unbeschreibliche Aufregung! Die Fürsten sollen alle abgedankt haben! Revolution! Wir hören nur läuten, nie zusammenschlagen. Keine Post, keine Zeitungen, nichts gibt es. Ein Leutnant vom Stab brachte seinen Kameraden auf der Offiziersstation die erste Kunde. Wir saßen zu viert da, als habe der Blitz eingeschlagen. Nun kommt die Mitteilung, daß die Soldaten Vertrauensleute stellen sollen, eine Kompanie je zwei Mann, die dann zusammen den Soldatenrat der Armee abgeben. Als bei den Russen damals die Geschichte so ähnlich anfing, sagten wir stolz: „Das kann bei uns nicht passieren.“ Meine Wärter besorgen außer der Küche nur das Nötigste. Im übrigen lautet die Parole: „Heim — — heim.“ Im Mittelpunkt des Treibens steht Boll, weil er reden und schimpfen kann wie kein anderer, obwohl er bisher wegen seiner Faulheit und Schiebungen der bestgehaßte Mann unter den Militärkrankenwärtern war ...

12. November 1918.

Heute früh kam die Nachricht, daß unsere Besatzungstruppen in Warschau ermordet seien. Foch<sup>1</sup> wäre abgesetzt und die Franzosen hätten Amerika, den Engländer mit

---

<sup>1</sup> Oberbefehlshaber der verbündeten Feindmächte in Frankreich.

hinauszuwerfen. Japan soll an Amerika den Krieg erklärt haben. Unkontrollierbare Gerüchte durchheilen die Gegend, von denen offensichtlich meistens der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Man kommt aus den Aufregungen nicht heraus. Der „Schreier“ ist tatsächlich in den Soldatenrat gewählt, da aber die Hälfte des Personals nicht dabei war, gehe ich fest dagegen an. Wenn schon Vertreter gewählt werden müssen, dann solche, die das Vertrauen aller auch wirklich besitzen und nicht nur im letzten Augenblick kraft ihres gutgeölten Mundwerks zu der Ehre kommen. Es liegen Hunderte von Kranken da. Das ist etwas anderes, als eine marschfähige Truppe auf die Beine zu bringen. Mithin gibt es auch mehr zu verantworten. Die Wärter sehen das ein. „Er hat uns rein dumm geredet“, sagten sie. Einer von ihnen bearbeitet die Gemüter der mir nicht Erreichbaren, ich lasse so schnell nicht locker. Es gibt doch noch allerhand besonnene Männer bei uns, und der Dienst auf den Stationen wird wieder regelrecht gemacht. Schwester Helga tauchte vorhin wieder auf und erzählte von tollen Sachen in der Heimat, Achselstücke- und Kofarden-abreißerei! Das gibt es zum Glück bei uns nicht, wenn auch der Verpflegungsinspektor gleich in der ersten Stunde vor den Radi<sup>1</sup> geschleppt werden sollte. Am Abend stieg die Versammlung im Flur. Diesmal waren aber alle da, sogar die Ärzte und der Chef und ich natürlich auch. Man sah mich zwar von gewisser Seite schief an und brummte etwas von „Weiber hätten hier nichts zu suchen“. Doch das war nur die Gegenwirkung auf meine Stimmungsmache gegen die erste Wahl, das nehme ich nicht krumm. Der Chef schwingt sich als erster zu einer Rede auf, mahnt mit beschwörenden Worten zum Aushalten, verweist auf unsere Kranken, die das erste Recht hätten, heimzukommen, und auf die noch hinter uns befindlichen Kameraden. Nur im geordneten Rückzug liege die Gewähr, daß wir lebend die Heimat wiedersähen; denn die Gefahr, welche uns von jenseits der Beresina drohe, brauche er uns doch wirklich nicht erst an die Wand zu malen, die sähen und spürten wir doch handgreiflich. Er wuchs zur Schicksalsgestalt empor, als er die Tragödie des 26. bis 28. November vor 106 Jahren heraufbeschwor und schloß: „Auch unsere Truppen, auch wir können mit unseren Kranken, für deren Leben wir verpflichtet sind, nur denselben Weg über den Strom zurück. Auch uns umschwärmen Bolschewikenhorden wie damals Napoleons Heer die Kosaken, — vertraut unserem Hindenburg, der uns zurückführt!“ Das wirkte! Man wählte hernach einen sehr beliebten, tüchtigen Oberarzt, einen Stationsaufseher-Unteroffizier und erst als die „letzte Geige“ den bereits erwähnten Wärter. Nun ist das Feldlazarett gut vertreten. Wenn die Truppen vor uns nicht davonrennen, ist unser Heimtransport nur noch eine Frage des Bahnmaterials.

16. November 1918.

... Zu den letzten Erlebnissen gehört noch eines, das bald wie eine Anekdote wirkt. Ein kranker Soldat wird gebracht. Gedankenvoll meint er bei meinem Anblick:

---

<sup>1</sup> Radi = Richter.

„Also stimmt es doch und ist zu was gut.“ — „Was meinen Sie denn?“ — „Wir wollten, als der Rummel losging, natürlich auch so schnell wie möglich zurück, hatten die Sache satt. Aber der Hauptmann schwingt eine Rede von geordnetem Rückzug, von Gefahr für die hinter uns liegenden Truppen und daß da auch noch ein Feldlazarett mit kranken Kameraden sei und einer Schwester, die auch nicht davonlaufe, wir würden uns doch nicht von einer Frau beschämen lassen. Wegen dem Weibsbild hocken wir also den ganzen Tag da noch herum!“ ...

Die Soldaten, aufgewühlt durch die aufregenden Ereignisse, sind der Meinung: es geht ja doch alles drunter und drüber. Die Heimat brennt, hier brennt es, wer weiß, ob man lebend nach Hause kommt ...

17. November 1918.

... Ja, nach Hause, das ist es gerade, was den hier liegenden hilflosen Kranken und Verwundeten so unsagbare Qual bringt. Sie selbst wie die gesunden Truppen sind durch das neue Ereignis doch nun auch moralisch frei von dem Eid, den sie dem obersten Kriegsherrn schworen. Vor ihnen liegt die Revolution, an der sie keinen Anteil haben, wenn sie den Krieg an sich auch satt hatten, und von deren Auswirkungen sie fast nichts erfahren, was viel bedrückender und beängstigender ist als nackte Tatsachen; hinter ihnen sind angriffsbereit die Bolschewiken, und ihr Heimkommen aus russischer Weite ist auf Gnade oder Ungnade abhängig von der Ordnung und dem Geist der eigenen gesunden Kameraden. Ich bin in den vier Jahren gemeinsam getragenen Leides eins geworden mit meinen mir anvertrauten Kranken, und ihre Not ist die meine! Ich fühle sie so qualvoll mit, daß ich es machen möchte wie jener Soldat, der vorhin aus dem Saal lief und den ich nach langer Zeit am Fensterkreuz im dunklen Flur lehrend vorfand, die Fäuste an die Augen gedrückt. Nur nichts mehr sehen und hören! Ach, könnte man doch über alles, was die letzten Wochen brachten, den Mantel christlicher Liebe decken, einschlafen und erst dann wieder erwachen, wenn nach Jahren das ganze Elend vergessen ist.

21. November 1918.

Jetzt schreibe ich im Zug weiter. Alle Kranken des Feldlazaretts, einschließlich der Untransportfähigen, sind vergangene Nacht verladen worden. Leider holten mich die Wärter in gut gemeinter Rücksicht nicht. Wenn sie mich natürlich auch nicht als Bahrenschlepper brauchten, so hätte sicherlich den Kranken ein Abschiedswort gut getan. Dies wurmt mich so, daß ich mir jetzt beim Schreiben noch die Tränen verbeißen muß.

Die Feldbetten wurden am Morgen schon überall zusammengeschlagen. Laut schallt es in den leeren Räumen.

Rehrah! ...

Hinter uns liegt viel Kampf und Not, vor uns? — Schwer lastet das Erleben auf allen Gemütern und noch mehr das Grauen vor kommenden fremden Dingen. Schweigsamer ist wohl selten eine Fahrt zurückgelegt worden.

Helene Mierisch.

# Deutscher Schwesterndienst in Sibirien.

Ein Feldpostbrief meiner Oberin Hanna Krüger bringt mir Ende 1915 die Anfrage in ein Kriegslazarett nach Flandern, ob ich bereit wäre, als Abgesandte des deutschen Kriegsministeriums unter dänischem Schutz zu unseren Gefangenen nach Rußland zu gehen.

Das ist eine schwere Frage!... Ich kenne meine Aufgaben dort noch nicht. Werde ich helfen können? Wird die Liebe zu meinem Volke mir den rechten Weg zeigen, denen Mutter und Schwester zu sein, die den Kampf aufgeben mußten und sich nun in jahrelangem, zermürbendem seelischen und körperlichen Leid nach dem Tage der Befreiung sehnten?...

Größe und Schwere der neuen Aufgabe veranlassen mich, meinen bisherigen Pflichtenkreis an der Opfernfront anderen Händen zu übertragen. Ich erkläre mich bereit, in die für Rußland bestimmte Schwesterngruppe einzutreten. Ende März 1916 werde ich nach Berlin berufen. Sechs deutsche und fünf österreichische Schwestern sollen einzeln, jede unter dem Schutz eines dänischen Herrn, in den verschiedenen Teilen des europäischen Rußlands, Sibiriens und Turkestans die Lager und Arbeitsstellen der Kriegsgefangenen besuchen, neue Gefangenenlager erkunden, die verschleppten Ostpreußen auffinden und den Zivilgefangenen beistehen. ...

Ungeduldig warten wir auf den Befehl zur Abreise. Aber die Verhandlungen mit dem russischen Kriegsministerium ziehen sich endlos in die Länge. Anfang Juni erhalten endlich sechs deutsche und fünf österreichisch-ungarische Schwestern die Einreiseerlaubnis nach Rußland über Haparanda—Tornea. ... In Kopenhagen werden die dänischen Herren unseren Abordnungen angegliedert. Nun stehen wir unter dem Schutze des dänischen Roten Kreuzes. ... Über Stockholm reisen wir weiter durch Schweden hinauf nach Haparanda. ... Ein kleines Dampfboot führt uns von Haparanda über den Torneo nach Tornea, der ersten russischen Station. Über uns allen liegt Beflemmung, als wir dem ersten russischen Grenzposten begegnen.

Noch glauben wir, eine russische Vertretung des Roten Kreuzes wird uns begrüßen, gleich wie eine deutsche Abordnung des deutschen Kriegsministeriums und des Roten Kreuzes für die zu gleicher Zeit in unsere Heimat einreisenden russischen Damen an der Grenze war.

Niemand erwartet uns. Es ist nicht einmal ein Zug vorhanden, der uns elf Schwestern und die dänischen Herren befördern kann; wir sind zu zahlreich. Wie die Auswanderer sitzen wir stundenlang auf unseren Koffern in der Sonnenglut auf dem Bahnhof von Tornea, angestarrt von ein paar Japanern, deren Neugier wir erregen. ...

Nach stundenlangem Warten haben die dänischen Herren die Weiterfahrt geregelt. Wir fahren in einem unbeschreiblich schmutzigen Zuge durch Finnland in zweitägiger Fahrt südwärts nach Petersburg. ...



In unserer Ungeduld, zu den Gefangenen zu kommen, rechnen wir mit Tagen bis zur Weiterreise. Wochenlang jedoch hält man uns mit Versprechungen hin. ...

Endlich nach fünfwöchigem Warten darf ich in die mir zugewiesenen Bezirke, die Gouvernements Kasan, Wjatka und Perm, abreisen. Durch ein ränkevolles Spiel hat es das russische Kriegsministerium dahin gebracht, uns deutschen Schwestern diejenigen Bezirke zuzuweisen, in denen zumeist österreichisch-ungarische Kriegsgefangene sind, und den österreichisch-ungarischen Schwestern Sibirien mit den reichsdeutschen Kriegsgefangenen zu geben. So versucht man, unsere Arbeit möglichst nutzlos zu machen. ...

Meine Ungeduld, zu den Gefangenen zu kommen, ist fast unerträglich. In Nischnij Nowgorod begegne ich den ersten. Sie erkennen Landsleute. Wir reden miteinander. Ich gebe ihnen Geld trotz der sie begleitenden Posten und werde von meinem russischen Begleiter zum ersten Male dafür gerügt, daß ich ohne Erlaubnis mit Gefangenen spreche.

Ich begreife nicht, wie man mich zwingen könne, unerkannt an ihnen vorüberzugehen, und weiß, ich werde immer zu ihnen sprechen und sagen: „Lieber, die Heimat denkt an dich.“

Seit Nischnij Nowgorod fahren wir auf einem bequemen Wolgadampfer. Die Fahrt bis Kasan ist schön. Aber wir Schwestern denken nur an unser Ziel. Auf dem Wege von dem Flußhafen zu der Stadt Kasan sehe ich viele österreichische Kriegsgefangene bei der Arbeit. Sie legen das Überschwemmungsgebiet der Wolga trocken — einen Malariaherd. In hölzernen Erdbaracken wohnen sie mitten darin. Mein Auge sucht. Es entdeckt einen einzigen reichsdeutschen Kriegsgefangenen. Er steht an einer Baracke, putzt seinen Waffenrock und schaut sich nicht um. Wie kann er auch ahnen, daß eine Landsmännin vorüberfährt? — Ich kann ihm nicht zurufen und bin doch von so weit hergekommen, ihn zu grüßen. Meine Ungeduld ist riesengroß. ...

In den mir vorgeschriebenen zwei Monaten besuche ich die Gefangenen in Städten, die fernab von der Eisenbahn oder der Wasserverkehrsstraße liegen. Wenn ich nach einer Troïkafahrt<sup>1</sup> von zweihundert Kilometern in einem Gefangenenlager ankomme, begegnet mir die freudig erstaunte Frage: „Schwester, wie kommen Sie in diese russische Einöde?“ „Ich bin gefahren, während Sie wochenlang laufen mußten“, antworte ich fröhlich.

Es lohnt sich, zu ihnen zu kommen, so überwältigend dankbar sind sie für jedes teilnehmende Wort. Ich sehe Lager, in denen der Tod grausame Beute gefordert hat. Tausende sind dem Flecktyphus erlegen. Frage ich nach einem, den ich hier suche, dem ich Botschaft von daheim bringen möchte, so erhalte ich die Antwort: „Umgekommen, Schwester.“ Aus den Arbeitsstellen sind sie mit Flecktyphus in das Lager gekommen. Der russische Arzt hat keine Trennung von Kranken und Gesunden vorgesehen. Die

---

<sup>1</sup> Troïka = russischer Wagen oder Schlitten mit Dreigespann.

kriegsgefangenen Ärzte erhielten zu spät Erlaubnis einzugreifen. Medikamente fehlten. Die Epidemie ergriff Hunderte, Tausende. Die kriegsgefangenen Ärzte starben, und ein kleiner Rest Überlebender blieb zermürbt zurück. So ist es in Jaransk, Gouvernement Wjatka. So ist es nicht nur in Jaransk. ...

„Gehen Sie auch auf den Friedhof, Schwester, wie Tiere sind sie eingescharrt; niemand weiß, wer dort liegt und wie viele starben. Besuchen Sie auch die toten Kameraden, Schwester, und dann erbitten Sie von der Polizei die Erlaubnis, daß wir heute abend für Sie musizieren dürfen.“ So bittet mit nervös zuckendem Mund der lagerälteste Offizier. Auch Musik war ihnen wochenlang untersagt worden.

Ich verlange von dem anwesenden russischen Kommandanten und dem Polizeiobersten, mich auf den Friedhof zu begleiten, und erhalte mißmutig die Erlaubnis. Wir durchqueren den russischen Friedhof. Ein Russe eilt voraus, er raucht plötzlich mit großer Geschäftigkeit im hohen Unkraut. Es nützt nichts mehr, schon sehe ich im knietiefen Grase drei größere Holzkreuze ohne Namen. Dort ruhen zwei österreichische Ärzte, die der Epidemie zum Opfer fielen, und der reichsdeutsche Leutnant Dannecker aus Mannheim, der es für seine heilige Pflicht hielt, als einziger reichsdeutscher Offizier im Lager die kranken deutschen Mannschaften in ihrer elenden Flecktyphusbaracke versorgen zu helfen. Er bezahlte seine Pflichttreue mit dem Tode. Die Überlebenden sprechen von ihm mit großer Liebe und übergeben mir für die Eltern daheim seine Uhr und kleine Andenken. Kleine, schwarze, namenlose Holzkreuze stehen in regellosem Durcheinander in einer Senke neben Wasserlachen. Dort ruhen Tausende, nach denen die Heimat angstvoll fragt, auch der junge Deutsche, dessen Mutter mir die Postkarte mitgab, auf welcher steht: „Lieber Junge, die Schwester wird Dir Geld und unsere Grüße bringen. Wie lebst Du, mein Junge? — Ich habe 37 Russen in unserer Fabrik und füttere sie gut in dem Gedanken an Dich. Vielleicht ist dafür ein Russe gut zu Dir.“ Wie starb er? „Umgekommen wie die anderen“, sagten die Kameraden.

Haltloses Weinen überfällt mich, die Russen stehen schweigend. Ich reiße mich zusammen. Ich darf nicht nachgeben, ich muß vorwärts, die knappe Zeit für die Lebenden auszunutzen. Von Quartier zu Quartier gehe ich, an Essen wird nicht gedacht, meine innere Anteilnahme ist so groß, daß ich keinen Hunger spüre. Meine Begleiter werden müde. Das ist gut für mich, sie haben dann nicht mehr die Energie, mich bei jeder Unterhaltung mit den Gefangenen zu beobachten. ...

Vor jedem Besuch einer Stadt oder eines Lagers lerne ich meine Aufträge aus der Heimat für diesen Ort auswendig. Der Argwohn der russischen Behörden gegen beschriebenes Papier ist groß, selbst wenn es den Stempel der Zensur trägt. Kann dieser doch gefälscht sein! Immer ist mir mein Pensum gegenwärtig. Durch die Verschiebung in andere Lager kommt es bisweilen vor, daß ich lange Gesuchte an anderen Orten treffe, mich meines Auftrages erinnere und diesen nun doch er-

ledigen kann. Es ist schwer, in diesen ungeordneten Verhältnissen mit Erfolg zu arbeiten. Meine Suchlisten, von den Russen begutachtet, gebe ich überall zur Durchsicht ab. Wie hilflos klingt es, wenn ein deutscher Kriegsgefangener, seinen eigenen Namen lesend, mir in die Liste schreibt: „Ich bin hier in Slobodskoy.“ Seine Schwester schickt ihm durch mich fünfundzwanzig Rubel. Strahlend nimmt er sie in Empfang.

Überall läßt mich meine suchende Sehnsucht die Gefangenen abseits des mir vorgezeichneten Weges entdecken.

Ich stehe nachts vor der Baracke eines kleinen Flußhafens. Viele Tag- und Nachtstunden müssen wir oft auf die Dampfer warten, welche uns weiterführen sollen. Meine Begleiter schlafen auf Stühlen und Bänken. Die Unruhe um das Schicksal der Gefangenen, um das Ungewöhnliche meiner Lage lassen mich nicht ruhen. Mir ist, als wären wesenlos um mich her Tausende von Gefangenen, die ich nicht anreden darf. Plötzlich kommen dunkle Gestalten von dem Flußufer der Kama herab. Es sind Kriegsgefangene, die in das bereitliegende Schiff getrieben werden, ein paar hundert Österreicher, einige Türken und Reichsdeutsche. Mein Herz klopft zum Zerspringen, ich zerbeiße meine Lippen, um nicht zu rufen. Zurückhalten kann ich mich nicht. Schnell gehe ich zwischen zwei Reichsdeutschen durch die rennenden Reihen, über meine Lippen kommt es: „Guten Abend, liebe Landsleute.“ Sie laufen in das bereitstehende Schiff, getrieben von der Knute der Aufseher, und starren zu mir herüber. Stumm blicke ich ihnen nach. Wer sind sie? Wohin gehen sie? Ich darf nicht für sie sorgen. Tat ich unrecht, sie mit dem Gruß der Heimat zu beschweren? Der Zwang, unter dem ich gehalten werde, wird unerträglich!

Wieder fahre ich auf der Kama. Spähend stehe ich auf dem Oberdeck des kleinen Dampfers, welcher mich zu den großen Lagern am Ufer des Flusses führen soll. Nur der russische Steuermann und zwei bärtige Matrosen sind in meiner Nähe. „Meine Schutzpatrone“ halten ihren Mittagsschlummer. Ruhelos wandern meine Augen über die sich endlos dehnenenden Birkenwälder, deren herbstliches Gold meine Begleiter immer erneut die Schönheit der weltfernen Einsamkeit preisen läßt. Ich habe jetzt keinen Sinn dafür. Meine ganze Seele ist erfüllt von dem Leid der gefangenen Landsleute, die hier in den Wäldern und Bergwerken fronen. Ich darf sie nicht sehen. Die Arbeitsstellen bleiben mir verschlossen. Und doch: wo finde ich eine Spur der Stätten, da sie ihr Heimweh in Arbeit begraben? Ragt nirgends der Schlot eines Eisenwerkes aus dem goldenen Laubgewirr, steigt nirgends Rauch empor? In einigen Minuten soll der Dampfer anlegen, um Eisen aufzunehmen.

Da — plötzlich entdecken meine suchenden Augen drei Gestalten mit lieben deutschen Feldmützen auf dem Kopfe. Sie heben sich scharf ab von dem Kohlenhaufen, an dem sie arbeiten. Erregt schwenke ich mein Taschentuch. Da schaut einer herüber. Ich zeige ihnen das rote Kreuz auf meiner Armbinde, unbeweglich starrt er. Ich rufe: „Deutsche Schwester.“ Er ruft zurück: „Was?“ Dann läuft er dem Dampfer nach. Die beiden

anderen arbeiten stumpf weiter. Ich zittere vor Freude, abseits der mir zugewiesenen Straße Landsleute gefunden zu haben. Was macht es, daß vom unteren Deck her das haßerfüllte Gesicht des mich stets beobachtenden russischen Polizisten herauflugt?

Keine fünf Minuten vergehen, da erscheint mit unheilverkündendem Blick der aus dem Schlummer geschreckte Herr Messojedoff. „Die schreckliche deutsche Schwester hat schon wieder unsere Befehle mißachtet!“ Ich wappne mich mit sehr viel Liebenswürdigkeit, glücklich erzähle ich dem Russen, ich hätte drei deutsche Gefangene entdeckt, und bitte ihn: „Wollen Sie ihnen nicht von dem wollenen Unterzeug, das ich in der Kabine habe, hinübersenden? Sie haben es gewiß nötig. Der Winter ist nahe. Ich selber will sie nicht sprechen, um Ihnen keine Schwierigkeit zu machen.“ Das weiche russische Herz ist gerührt von so viel Unterwürfigkeit. Er erlaubt mir, die Wollsachen persönlich zu verteilen, nur Geld dürfe ich nicht austeilten, weil sich sonst das herumlungernde russische Volk an den Gefangenen vergreifen würde. Ich nicke nur und eile in meine Kabine, stopfe viele Rubelscheine in Socken, Unterhosen und Hemden und kehre froh zu Herrn Messojedoff zurück.

Inzwischen hat der Dampfer angelegt. Der Gefangene wartet, auch seine beiden Kameraden sind herbeigekommen. Aufrechte Männer sind sie geblieben, trotz der harten Arbeit im Eisenwerk. Zuversichtlich sprechen sie, obwohl nie eine Nachricht aus der Heimat zu ihnen gelangt ist. „Die Kameraden in der Heimat machen es schon, wie gern möchten wir noch mit dabei sein!“ Unererschütterlich lebt dieser Glaube in ihnen. Die Grüße und Liebesgaben von daheim hellen ihre ernsten Gesichter auf.

Neugieriges Volk sammelt sich. Herr Messojedoff ist in Sorge. Ich kehre auf das Schiff zurück, nachdem ich versprochen habe, den Familien der Gefangenen Nachricht zu geben.

Wieder stehe ich spähend auf dem Deck, während das Eisen verladen wird. Es ist die Zeit des Sonnenunterganges. Da kommen noch zwei Gruppen deutscher Gefangener vorüber. Ich rufe ihnen den Gruß der Heimat zu. „Es ist verboten, stehen-zubleiben, Schwester. Die Polizei bestraft uns dafür“, rufen sie zurück. Soviel Disziplin haben meine russischen Begleiter nicht erwartet, sie erlauben, daß ich zu ihnen gehen darf: es sind Bayern. Ich wiederhole ihnen den Gruß der Heimat, präge mir Namen und Heimatadressen ein und verspreche, ihnen den schwedischen Abgesandten mit den Wintersachen aus der Heimat zu senden. Ernst und aufrecht gehen sie ihrer Unterkunftshütte entgegen, an welcher unser Dampfer bald vorüberfährt. Lange sehe ich sie dort stehen, dem entschwindenden Fahrzeug nachschauend. Es trägt ein winziges Stück Heimat. ...

Einmal gelingt es mir, auf einem Dampfer die im Frachtraum reisenden Gefangenen, welche an eine Arbeitsstelle geschickt werden, mit der Bewilligung Herrn Messojedoffs mit Geld zu versehen, Tabak, Pfeifen, Schokolade, Briefpapier, Post-

Karten, Bleistifte, Mundharmonikas zu verteilen und stundenlang bei ihnen zu sitzen. Die Liebesgaben stammen aus Frankfurt am Main. Ein Frankfurter ist unter den Gefangenen. Gibt das eine Freude! Reichsdeutsche, Österreicher und Ungarn sind sie. Unter letzteren haben die Zigeuner natürlich eine selbstgebaute Geige und fiedeln in die Nacht. Wir singen Heimatlieder und vergessen fast die Fremde. Auf einer der Haltestellen scheiden die Männer ins Dunkel der Nacht.

Fahre ich in meinem Eisenbahnabteil, so entgehen meinen Augen die zahllosen Kriegsgefangenen Streckenarbeiter nicht. Verzweifelt kämpfe ich mit meinen beiden russischen Herren, die Gefangenen wenigstens auf den Haltestellen begrüßen und versorgen zu dürfen. „Arbeitsstellen sind nicht erlaubt“, wehren sie mir. Manchmal darf ich den Vertrauensmann der Arbeitsgruppe sprechen und ihm Geld geben für seine Kameraden. Dem Verbot zum Trotz rede ich österreichische Einjährige an, die bemüht sind, einen Viehwagen von den Überresten eines Kuhtransportes zu reinigen. Der russische Posten spießt mich dafür fast auf sein Bajonett und beschimpft mich. Es ist eine unsagbare Qual, nun endlich hier zu sein und dann den Befehl zu erhalten, wortlos an den Gefangenen vorüberzugehen. Ich tue es nie! ...

Jetzt muß ich meine Arbeit beenden, die mir bewilligten zwei Monate sind vorüber. Ich muß sie hinter mir zurücklassen, die mir zum Abschied sangen: „Nach der Heimat möcht' ich wieder, nach dem teuren Vaterland“, die mich fragten: „Wie lange noch? Noch einen schrecklichen Winter, Schwester?“ Es ist Oktober 1916.

Viele, die ich in diesen zwei Monaten gesehen habe, sind 1921<sup>1</sup> mit mir in die Heimat zurückgekehrt. ...

Die Heimreise läßt mich zu einem ersten Besinnen kommen. Ich arbeite meine Berichte aus. Ungeheures Erleben schlägt sich in nüchternen Zahlen nieder.

Wir haben in den zwei Monaten 63 Offiziersquartiere, 25 Kasernen, 31 Krankenhäuser, 5 Arbeitsstellen und 3 Irrenhäuser gesehen und dabei 1808 österreichisch-ungarische Offiziere, 64 reichsdeutsche Offiziere, 3 türkische Ärzte, 55 türkische Kriegsgefangene, 6616 österreichisch-ungarische Mannschaften und 617 reichsdeutsche Mannschaften besucht. Von der Gesamtzahl waren 1322 in Krankenhäusern. Schon damals rechneten wir mit 50% Todesfällen aller Kriegsgefangenen.

Ab Petersburg hatte ich in zwei Monaten an Eisenbahnfahrten 8000 Kilometer, an Schiffsfahrten 3700 Kilometer und an Wagenfahrten 750 Kilometer zurückgelegt.

Anfang Dezember bin ich in Berlin... Ende Januar 1917 ist meine Arbeit für die Gefangenen beendet. Am 1. Februar kehre ich zurück nach Flandern, um in Kortrijk die Pflege der Verwundeten aus den Ypernkämpfen von neuem aufzunehmen.

Anne-Marie Wenzel.

---

<sup>1</sup> Schwester Anne-Marie Wenzel unternahm 1918/19 eine zweite und 1920/21 eine dritte Reise zu den deutschen Gefangenen in Rußland.

# Studentinnen schanzen hinter der Front.

Die Kriegsamtsstelle Straßburg hat in Ermangelung männlicher Arbeitskräfte Frauen zum Stellungsbau hinter der Vogesenfront herangezogen, und mit diesen hat man allerhand trübe Erfahrungen gemacht. Da wird im Februar 1918 bei Kieler Studentinnen vertraulich angefragt, ob sie bereit sind zu helfen.

Über das Wie und Wo wird uns reiner Wein eingeschenkt: wir sollen uns in die Schipperkolonnen einreihen und durch unser Beispiel die Arbeitsleistung steigern und vor allem für Zucht und Ordnung sorgen. Uns wird nicht verheimlicht, daß wir eingestellt werden sollen an einer Stelle, wo uns Soldatenschicksal treffen kann. Sechs Studentinnen sind bereit. Sie fahren nach Hause und packen zusammen, was noch an „defftigen“ Kleidungsstücken aufzutreiben ist; viel ist es nicht. Da waren mehr kunstseidene Strümpfe als derbe wollene. Der Offizier da hinter der Front aber, der gedräut haben soll, den Kieler Studentinnen werde er einmal die seidenen Strümpfe ausziehen, der hat sich nach anderer Arbeit umsehen müssen.

So unfriedensmäßig wie möglich, im vorbestellten D-Zugabteil zweiter Klasse, fahren wir von Hamburg durch unser wohlbeschütztes deutsches Land; nur eine Binde mit Militärstempel am Arm der Führerin schützt uns vor dem Verdacht: Wintersport. Auf dem Straßburger Bahnhof spüren wir die Nähe des Krieges. Züge von der Front laufen ein, müde feldgraue Männer in lehmbedeckten Uniformen steigen aus; andere fahren sang- und klanglos an die Front, Munition und Geschütze rollen mit. Spät in der Nacht erreichen wir Kolmar. Weit draußen hält unser Zug, ein Unteroffizier nimmt uns in Empfang und geleitet uns durch die bis zur tiefsten Finsternis verdunkelte Stadt in unsere Bürgerquartiere, wo wir — wie auch an späteren Urlaubs-sonntagen — nach Strich und Faden verwöhnt werden.

Am anderen Tag auf dem Weg zum Bahnhof sehen wir zusammengefallene Häuser, das Werk feindlicher Flieger. Es geht weiter nach Türkheim. Von da führt uns eine elektrische Bahn mit vielen Soldaten und nur Soldaten hinauf nach Dreisähren, ehemals Luftkurort. In einem der zerschossenen Hotels hat es sich jetzt der Stab des Frontabschnitts „bequem“ gemacht. Nach wohl zwei- bis dreistündigem Marsch, unter Führung eines Unteroffiziers und einer Fürsorgeschwester, die da oben das Frauenlager betreut, an schweren Geschützen und Kanonierbaracken vorbei, erreichen wir über Giragoutte unser Lager auf dem Zwergberg. Unser Lager! Bitte, nicht Schulungs- oder Arbeitsdienstlager, ganz einfach: Lager!

Mit der Außentür fallen wir in den Tages-Schlaf-Waschraum ohne Fußboden. Schmale, ungehobelte Bretter geben sich als Tisch und Sitzgelegenheit aus. Zwei Reihen Kästen, oben und unten, in jedem Kasten drei mit Papier gefüllte Säcke, auf jedem Sack drei Wolldecken, das Ganze: Betten. Ein Knirps von Ofen veranstaltet Vernebelungsübungen, und zwei schwächliche Beleuchtungskörper kämpfen vergeblich um den Sieg des Lichts. Was ein Europäer sonst noch so braucht, ist abseits



mit einfachsten Mitteln eingerichtet, eine lustige und abgründige Angelegenheit. Das ist unser Lager; wir sind im Krieg.

Gleich in der ersten Nacht, durch die wir uns frierend und schauernd hindurchwachen, setzt irgendwo Trommelfeuer ein, ein ununterbrochenes Grollen, stundenlang. Über uns singendes Surren französischer Flieger und in uns die quälenden Gedanken an die Männer, die da vorn in diesem mörderischen Feuer liegen. Sinnlos, daß wir hergekommen sind! Wozu denn eigentlich? Immerhin: um unsere Pflicht zu tun.

So treten wir am anderen Morgen zum Dienst an. Unsere Mitarbeiterinnen nehmen Abwehrstellung ein gegen „die dütsche Mamselle“. Mit Entsetzen erkennen wir bald die breite Kluft, die uns trennt. Sie sind gezwungen, in einem Fall buchstäblich mit Gewalt (von einem handfesten Wachtmeister aus dem Bett geholt) an diese Arbeitsstelle gebracht worden. Einige freilich sind „freiwillig“ gekommen, Arbeitslose aus zusammengeschossenen Fabriken und ausgeräumten („evakuierten“) Dörfern. Schier unbegreiflich ist ihnen allen, daß wir ohne irgendein Muß hergekommen sind; und packen wir die Arbeit an, dann heißt es: „Ja, ihr tut es ja aus Vaterlandsliebe“, — nie haben wir dies Wort in den Mund genommen — „wir, weil wir müssen.“ Seit einmal eine Granate in ihre Reihen getroffen und es Tote und Verwundete gegeben hat, fühlen sie sich als „Kanonenfutter“. Manche sprechen nicht nur französisch (patois, Mundart), sondern stehen auch mit ihrem Herzen auf der Seite Frankreichs.

Zu dieser Einstellung können wir zunächst nur schweigen; wir sehen ja auch ein, daß es für uns leichter ist, vaterländisch gesinnt zu sein.

Ihr Vaterland und Krieg verneinender Geist lehnt folgerichtig auch die Arbeit für das Frontheer ab; sie drücken sich, wo sie können. Und da setzen wir nun den Hebel an. Wir Studentinnen sind zu je zwei in eine Kolonne eingereiht; wir tun dieselbe Arbeit, auch wenn sie für unsere ungeübten Glieder und schlecht ernährten Körper schwer ist; wir schanzen, was das Zeug halten will. So haben wir eines Tages einen vor uns liegenden Erdhaufen sehr schnell von der Stelle geschafft. Da wollen sich unsere Schippen über ein fremdes, kaum in Angriff genommenes Pensum hermachen. Das geht aber selbst den schlimmsten Drückebergern und auffässigsten Geistern gegen den Strich, sie dulden es nicht und machen sich selbst ans Werk. Mit der Arbeit geht es nun voran.

So ganz gelegentlich sprechen wir dann einmal von der Heimat, von der Not und von dem Einsatz der Frauen überall und vergessen auch nicht zu erzählen, daß unsere Mägen in Kiel rebellisch geknurrt und sich nun bei dem besseren Essen, das sie freilich oft genug wegschütten, beruhigt haben. Und eines Abends wagen wir trotz all der Trostlosigkeit unseres „Gemeinschaftsraums“ so etwas wie „Feierabendgestaltung“. „Singt mal etwas!“ Sie schicken ihre Primadonna vor. Von der Höhe eines Bettkastens im Oberstock schmettert sie ihr Lied in die Gegend: einen Schlager, unverfälscht operettenhaft und die musikalischen Schwierigkeiten überlegen meisternd. In

dem runden Gesicht rührt sich nichts, um so ausdrucksvoller sind die Bewegungen der nackten, aus Kniehosen heraushängenden stämmigen Beine. Wir müssen lachen, lachen, lachen, ob wir wollen oder nicht. Und dann kommen wir dran. Klampfe her und los! Ein Lied nach dem anderen; und so am anderen Abend wieder, aber da singen sie schon mit, eine erstaunlich musikalische Gesellschaft! Unser „Heute wollen wir ein Liedlein singen ... denn wir fahren gegen Engelland“ ist bald ihr ausgesprochenes Lieblingslied. Diese Abende mit ihren Liedern haben die Brücke geschlagen: jetzt sind wir Kameradinnen.

Und nun zu unserer Arbeit. Wir sind eingestellt beim Militärbau Sager und Woerner. Wir werken mit Pickel, Schippe und Preßluftbohrer an Geschützständen, Unterständen, Stollen und Straßen. Wir müssen Steine karren, Beton mischen, Gestein pickeln, Sprenglöcher bohren, Schwellen legen, Holz sägen, Schnee schaufeln, oft mit klitschnassen Füßen und in ebensolchen Kleidern; aber dann gehen wir in der Mittagspause zu den Kanonieren und lassen uns von ihrem Ofen antrocknen. Wir halten alles gut aus. Nur einmal, — der Ehrlichkeit wegen muß es gesagt werden — einmal strecken wir die Waffen; das ist, als wir beim Betonmischen besonders starke Männer uns gegenüber haben.

Wir tragen Zivil, und was für eins! „Gnä' Fräulein haben die große Toilette wohl in Kolmar gelassen“, meint ein kleiner Leutnant vom Pferd herunter, den belustigten Blick auf einen stilgerechten Hafenarbeiteranzug und hohe Schaftstiefel gerichtet. Die also Angeredete ist leider als einzige so praktisch und wetterfest umhüllt. Doch genug. Wir tragen Zivil, im übrigen aber ist unser Leben alles andere als bürgerlich. Wir Schanzerinnen sind weit und breit die einzigen Frauen. Mit dem Militärbau gehören wir zur sechsten bayrischen Landwehrdivision. Morgens ein Viertel vor sechs herzloses Ballern an die Tür und die Stimme eines Unteroffiziers: „Aufstehen!“ Appell mit Eßnapf und Gasmaske und — ganz wie in Schulungslagern — nie geglücktem Strammstehen und Ausrichten. „Drahtverhau und Kälberzähne“ aus der Gulaschkanone. Gelegentlich militärischer Anschnauzer wegen eines Schimmers, der — rätselhaft genug — von den fläglichen Lichtspendern unserer Baracke ins Freie vorgestoßen ist. Ordonnanz mit unliebsamem „Befehl vom Herrn Hauptmann an die Kieler Studentinnen“. Besichtigungen. „Besorgen“ von trockenem Brennholz für den Ofen, darob Wettlauf und Handgemenge mit den geschädigten Kanonieren. Königlicher Frontbesuch (und Verzehren der fürstlichen Frühstückreste). Löhnung (45 Pf. täglich). Unsere Briefe gehen durch die Zensur, wir erhalten welche durch die „Deutsche Feldpost 951“.

Und immer ist die Front nah. Das Pfeifen und die Einschläge von Granaten, die mitunter über uns weggehen, — die schwere Artillerie steht ja in unserem Rücken — sind uns gewohnte Geräusche, ebenso das Surren feindlicher Flieger. In Aufregung aber versetzt uns einmal ein Einschlag in bedenklicher Nähe. Im Nu liegen wir alle platt auf der Erde, dann ein wildes Laufen und Springen von Männlein und Weib-

lein durch und über Granattrichter in den nächsten Heldenkeller. Hier und da treffen wir auf Flaks, unter Laub versteckt, und sehen, wie ein Flieger von ihnen aufs Korn genommen wird. Wir beobachten einen Luftkampf, der damit endet, daß der eine der beiden Gegner mit abgerissenen Flügeln in die Tiefe stürzt. Durch ein Scherenfernrohr am Ende eines langen Stollens sichten wir feindliche Artillerie. Und überall Baracken und Soldaten. Eines unserer 15-cm-Geschütze geht in Feuerstellung; wir dürfen zusehen, wie die dicke Granate hineingeschoben, das Rohr gerichtet wird, aber abziehen, nein, das dürfen wir nicht, sondern dann nur noch Ohren zuhalten und Mund aufsperrern.

Friedlich sind die Sonntage: der Besuch bei unserer Fürsorgeschwester, die Einladung ins Kasino, die wir aber mit Rücksicht auf unsere Schanzkameradinnen ablehnen, die Streifzüge in der schönen Gegend; herrlich ein Wochenende in Kolmar in den gastlichen Häusern unserer rührend sorgenden Quartierleute.

So zwischen Krieg und Frieden geht unsere Schanzerzeit zu Ende; wir Studentinnen werden abgelöst, die Kameradinnen aus dem Elsaß aber müssen bleiben. Zum letztenmal sitzen wir zusammen im Halbdunkel unserer engen Bretterbude, singen, erzählen und tauschen Photos aus. Am nächsten Morgen ziehen wir sechs nicht mehr mit zur Arbeit. Da gibt es ein großes Händeschütteln, auch einige nette Burschen aus dem benachbarten Männerlager, die uns manchen freundlichen Dienst getan hatten, beteiligen sich daran, selbstverständlich auch unsere Schachtmeister. Nach der letzten Meldung auf der Schreibstube, Paß und Abkehrschein in der Tasche, machen wir uns mit unseren Koffern auf den Weg nach Dreïähren. Aus den Baracken winken die Feldgrauen: „Grüßt die Heimat!“ In Kolmar nehmen uns noch einmal die freundlichen Menschen auf; dann fahren wir den Weg, den wir gekommen sind. „Wenn der Krieg aus ist, machen wir sechs eine Wanderung von Dreïähren auf den Zwergberg und Großen Hohnack; dann wollen wir alles einmal wiedersehen.“

Eine von uns hat alles wiedergesehen. Von „Trois Epis“<sup>1</sup> aus hat sie die Gegend befahren.

Marie Busch.

---

<sup>1</sup> Französische Bezeichnung für „Dreïähren“.

Die deutsche Frau, wie wir sie uns denken, muß, wenn es die Lage des Volkes erfordert, verzichten können auf Luxus und Genuß, sie muß geistig und körperlich gesund sein, sie muß geistig und körperlich arbeiten können, und sie muß aus dem harten Leben, das wir heute zu leben gezwungen sind, ein schönes Leben machen können. Sie muß zum letzten innerlich um die Nöte und Gefahren, die unserm Volke drohen, wissen; - sie muß so sein, daß sie alles, was von ihr gefordert wird, gern tut. Sie muß, ich fasse es in einem Wort zusammen, politisch denken können, nicht politisch im Sinne eines Kampfes mit anderen Nationen, sondern politisch so, daß sie mitfühlt, mitdenkt, mitopfert mit dem ganzen Volk in einer selbstsicheren, stolzen Haltung. -

Jede deutsche Frau und jedes deutsche Mädchen soll auf ihrem Posten im Dienst des Volkes stehen und eine Helferin des Führers sein, sei es im Arbeitsdienst, sei es in der Fabrik, auf der Hochschule, im Haushalt oder am Krankenbett. Wir haben die Kette der helfenden Hände gebildet, und sie wird immer stärker werden, weil unsere Liebe zu unserer großen Mutter Deutschland es so will. -

Gertrud Scholtz-Klink.



# Aus Briefen Karin Görings an ihre Mutter.

Innsbruck, Hotel Tiroler Hof, den 1. April 1924.

Meine liebste Mama!

Es ist nun lange her, seitdem ich etwas von Hause hörte, und auch lange, seitdem ich schrieb, aber ich war zu nervös die letzte Zeit, um nur daran denken zu können. Wir haben hier nur auf das Urteil gewartet, das heute endlich kam. Ja, Liebste, Du hast wohl in den schwedischen Zeitungen gelesen, wie es ausgefallen ist. Ludendorff frei, Hitler und alle Leiter, die eingestanden haben, daß sie von dem Plan wußten, ehe er geschah, bekamen 5 Jahre Festung mit sogenannter Bewährungsfrist. Das Ganze ist so dumm, daß ein kluger Mensch es nicht versteht. Wir waren heute den ganzen Tag mit Paula Hitler zusammen, aßen draußen Mittag zusammen und teilten ihr über den Bruder mit. Sie weinte die ganze Zeit wie ein kleines Kind. Etwas Näheres wissen wir noch nicht, nur wie das Urteil ausfiel und daß es eine wilde Erregung in München ist, daß die Straßen voll von Menschen sind, die nach Hitler rufen. Das Urteil ist ja ein kolossaler Kompromiß und eine Feigheit eigentlich, Ludendorff hat keine Strafe bekommen, aber seinem kleinen Stiefsohn, der etwas über 20 Jahre ist, haben sie einige Jahre Festung gegeben, er wußte eigentlich nicht das Geringste von dem Ganzen, sondern ging auf v. Kahr's Befehl nur in eine Kaserne und holte ein paar seiner Kameraden zu Hitler hinaus. Hierfür wurde er nun von v. Kahr angeklagt, Mithelfer zu sein!!! Es ist eigentlich zu unerhört alles!!! Und dies, Hitler zu 5 Jahren Festung zu verurteilen, und daß sie nicht wagen, daß er sie absetzen soll, denn sie haben doch eine gewisse Unruhe vor dem, was kommen wird. Es ist bei Todesstrafe verboten, in Schaufenstern oder auf der Straße oder an einem öffentlichen Platz den Wortlaut des Urteils anzuschlagen oder auch nur, wie es ausfiel!!! Auch nicht in Telegrammform. Was findest Du, meine Liebste? Ich schließe nun für heute und setze morgen fort, wo wir vielleicht mehr wissen, was dieses alles für eine Bedeutung für uns hat und wie wir uns nun einrichten sollen. ...

Sonntag, den 4. Januar 1931.

Badensche Straße 7, Berlin-Schöneberg.

... Gestern hatte ich einen kleinen Tee hier, und während wir saßen, kam ganz unerwartet ein deutscher Graf Wedel mit seiner Frau zu Besuch. Sie ist Schwedin, heißt Stenbock. Es sind junge Menschen, die nett wirkten, zwei Kinder, er ohne Arbeit, die ganze Familie wohnt zerstreut bei verschiedenen Verwandten, und er sucht jetzt Arbeit und kam verzweifelt nun zu Hermann. Der arme Hermann konnte sie ja nur auf einer Liste verzeichnen, auf welcher mehrere hundert Namen standen! Es ist schrecklich mit der Not; am Weihnachtsabend erschossen sich 28 Menschen hier, die wir kannten, weil sie sonst verhungert wären. Da war besonders ein junger Offizier, Flieger, und seit dem Kriege sehr bekannt. Am Weihnachtsmorgen bekam



Hermann einen Brief von ihm, der Anfang lautet: „Mein treuer Kamerad und Freund, wenn diese Zeilen in Deinen Händen sind, bin ich nicht mehr.“ Dann beschrieb er seinen Kampf für sich und seinen Sohn um das kleine Gut, wo die Familie ansässig gewesen ist während fast 600 Jahren. Nun war er vollkommen arm, nur mit einer hohen Lebensversicherung, und da erschoss er sich ruhig und still, und Frau und Kind und das kleine Gut rettete er auf diese Weise. Hermann telegraphierte sofort ein Eiltelegramm: „Tue nichts übereilt, hoffe sicher, helfen zu können“; aber seine Frau telegraphierte zurück, daß er tot war. Es war einer von den achtundzwanzig, die wir kannten, ein so tüchtiger, arbeitssamer Mensch!

Es ist manchmal ein Gefühl, liebste Mama, als ob man nie mehr froh werden könnte wie früher, scherzen wie früher. Es ist so, als ob man einen ewigen Kummer mit sich trüge von den Leiden anderer. Und der einzelne steht so machtlos vor allem diesem, das einzige und der einzige, worauf ich in diesem Falle wie in allen anderen meine ganze Hoffnung setze, ist Hitler, wenn er einmal „das Steuer ergreift“ auf diesem sinkenden Schiff. ...

## Der Weg nach Deutschland.

(Aufzeichnungen einer Auslandsdeutschen.)

Es ist sonderbar — je häufiger wir uns nach dem Anfang fragen, nach dem Ausgangspunkt auf unserem Wege zum Nationalsozialismus, desto weiter zurück in die ersten Kinderjahre müssen wir diesen Anfang verlegen. Ich glaube, es geht allen so, deren Kindheit im Schatten des Krieges stand. Und vielleicht spüren wir es doppelt stark, wir Auslandsdeutschen, die wir schon als Kinder wußten, daß jeder Tag ein Kampf um die Erhaltung unseres Volkstums war.

Denn unsere Kindheit in Riga war immer bedroht von russischer Willkür, war es, obwohl unsere Väter im russischen Heer standen, schweigend, in hartem Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung. Wenn wir den Namen „Deutschland“ aussprachen, geschah es voller Ehrfurcht. Als die ersten deutschen Truppen in das eroberte Riga einmarschierten, stand ich im Torweg unseres Hauses und fand die ersten Freudenstränen, die in meinem neunjährigen Kinderdasein bis dahin gefehlt hatten.

Die Zeit lief weiter, aus dem von den Wirren des Bürgerkrieges gepeinigten Rußland kam die rote Flut auch über die baltischen Provinzen. Gleich verschreckten Vögeln kamen die ersten Flüchtlinge aus Estland und Livland, verweilten kurz und erzählten Furchtbares von den Greueln der Bolschewiken. Bald fuhren sie weiter, über die Grenze, nach Deutschland. Wir aber blieben noch, dem Schutz der deutschen Truppen vertrauend.

Und dann wurde auch Riga preisgegeben, auch in unserer Stadt begannen Mord und Plünderung zu wüten. In einem Mannschaftswagen mit zwölf deutschen Heimkehrern fuhren wir im Januar 1919 fünf Tage und fünf Nächte bis zur ostpreußi-

schen Grenze. Sehr weit zurück blieb das gesicherte Zuhause, undeutlich und verhangen lag vor uns die Zukunft. Wußte ich in jenen Tagen überhaupt, daß es nach Deutschland ging? Diese Fahrt auf schmaler Bank, im Qualm des kleinen eisernen Ofens, war eigentlich eine Fahrt ins Ungewisse.

Aber dann erfuhr ich es doch, ich werde den Tag nie vergessen. Es war ein eisig-kalter Wintermorgen, als wir in Königsberg ankamen. Wir waren übermüdet, verfroren und hungrig und sehnten uns nur nach Schlaf in einem guten Bett. Meine Mutter nahm eine Droschke und verhandelte mit dem Kutscher. Und da geschah es: Glückstrahlend rief ich plötzlich: „Hörst du, der Kutscher spricht ja Deutsch!“ Denn es war wie ein Wunder, daß nun auf einmal nicht nur die Menschen unseres Lebenskreises und Soldaten in feldgrauer Uniform, nein, auch Droschkenkutscher, Dienstmänner und Schaffner unsere Sprache sprachen. „Natürlich, wir sind ja in Deutschland!“ sagte meine Mutter. Ich stolperte, schwerfällig vor Müdigkeit, an ihrer Hand. Aber ich kam mir vor wie im Märchen.

Das Deutschland des Jahres 1919 — wir lernten es bald kennen. In Berlin stürmten die Spartakisten mit Handgranaten den Gepäckraum des Anhalter Bahnhofes. Wir saßen im Zuge und sahen auf den Zeiger der Bahnhofsuhr, der entsetzlich langsam vorrückte. Dann, als wir es kaum noch zu hoffen wagten, fuhr der Zug ab und entrückte uns rasch dem Bereich der Schießerei. In Dresden lernten wir den Hunger kennen, in München erzählte man uns von den Schrecken der eben überstandenen Rätezeit. Hin und her durch Deutschland trugen uns die rastlos rollenden Räder der Züge, Zugvögel waren wir geworden, Heimatlose, die immer noch auf der Flucht waren vor den Wirren der Zeit.

Da hatten wir von einem Deutschland gewußt, das auch wir Kinder sehnsüchtig liebten, von einem Reich der Kraft und Herrlichkeit, der Sauberkeit und Ordnung. Nun brach es Stück um Stück zusammen vor unseren Augen. Es wurde grau und freudlos um uns, der Glanz über Deutschland verblaßte.

Der Verfall schritt fort, es kamen die Inflationsjahre. Wir saßen frierend im kümmerlich geheizten Raum, bei Kerzenlicht, weil die Lichtrechnung nicht bezahlt werden konnte, und fragten uns, wovon wir am nächsten Tag leben sollten. Hatte es wirklich einmal eine Zeit gegeben, da noch alles in unserem Kinderleben klar und geordnet erschien, da ich das Leben einteilen konnte in Gut und Böse, Schwarz und Weiß? Jetzt sahen meine erwachenden Augen rings umher nur Zerrüttung, Verfall und Versagen; die Einteilung in Gut und Böse reichte nicht mehr aus, Menschen, die ich liebte, waren verstrickt in Schuld und Schwäche, Deutschland, das bewunderte Märchenreich, löste sich auf in ein wirres Chaos. Aus dem Dunkel der Zeit flüchtete ich in die Vergangenheit, las Bücher, deren Handlung in einer größeren Zeit verlief, dachte mir Völker und Länder aus, deren Landkarte ich aufzeichnete und deren Staatsgebilde ich aus Kriegen und Unruhen zu Größe und Glanz erstehen ließ.

Und dann geschah doch etwas in Deutschland, das begeisterte und aufrüttelte, er-

schütterte und mahnte. Mit glühenden Wangen las die Fünfzehnjährige die Zeitungsberichte über den Hitlerprozeß, Adolf Hitler wurde für die nächsten Jahre der Mittelpunkt aller Träume.

Die Not wurde größer, meine Mutter und ich arbeiteten beide in einer Fabrik. Aber ich war noch zu unreif, war noch zu sehr Kind mit meinen 15 Jahren, als daß diese Zeit mir schon ein Erlebnis der Volksgemeinschaft geschenkt hätte. Angstlich schloß ich mich enger an die Mutter, wenn mir Unverständliches im Umgang mit den älteren Arbeiterinnen begegnete. Der Tag, an dem ich glücklich den deutschsprechenden Kutscher begrüßt hatte, lag sehr weit zurück. Das Deutschland meiner Träume hatte nur noch wenig mit dem wirklichen Alltag zu tun. Der Kreis um mich weitete sich erst ein Jahr später, als ich unter Menschen geriet, die durch ein frohes Schaffen für andere geeint wurden. Um eine warmherzige, immer hilfsbereite Frau sammelten sich junge Menschen aus den verschiedensten Schichten und Ständen. Nun war ich schon wacher und sah und hörte, was um mich vorging. Es wurde viel diskutiert und gemeinsam gelesen nach der Arbeit. Vieles blieb mir unverständlich, vieles lehnte ich ohne Besinnen ab. Wir lasen Lindseys „Revolution der modernen Jugend“, wir lasen Emil Ludwigs „Bismarck“, wir veranstalteten eine Feier zu Ehren des verstorbenen Reichspräsidenten Ebert. Immer bewußter, immer schroffer wurde meine Ablehnung. Wo aber war der richtige Weg, der nicht zur Vernichtung aller Werte und nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft führte?

Wenn von Parteien die Rede war, rechnete ich mich damals zu den Deutschnationalen. Ich wußte nicht viel von dieser Partei, und zuweilen regten sich Zweifel. Da war einer in unserem Kreis, der kam aus der Hölle der sibirischen Gefangenschaft und hatte sich noch nicht zurechtgefunden in der verwandelten Heimat. Ihn fragte ich eines Tages, verlegen, zögernd und doch in höchster Gespanntheit: „Was wollen eigentlich die Deutschnationalen?“ Er sah mich an, lächelte sehr überlegen über meine Dummheit und antwortete: „Nun, ein nationales Deutschland halt!“ Ich schwieg fortan, aber die Frage verstummte nicht.

Sie wurde lauter, als ich aus dem industriereichen Sachsen in ein pommersches Dorf verschlagen wurde. Der Gutsinspektor, in dessen Haushalt ich arbeitete, war der Stahlhelmführer des Dorfes. Wir sprachen oft über Zeitfragen und gerieten nicht selten in Streit. Ich schrieb lange Briefe an meine Mutter und erhielt zur Antwort: „Du bist in dem roten Sachsen schon ganz marxistisch geworden, man merkt es an Deinen Briefen.“ Nein, sagte ich mir selbst, wenn schon etwas daran ist, dann wurde ich es jedenfalls nicht im roten Sachsen, sondern im deutschnationalen Pommern. Aber ich glaubte mir selbst nicht. Unvergeßlich blieben die Kriegsjahre in Riga, Jahre, in denen wir belauert, gehaßt und bedroht wurden um unseres Deutschtums willen, Jahre, in denen trotz allem ein Leuchten in die Augen meiner Verwandten kam, wenn man auf heimlichen Wegen von deutschen Siegen erfuhr. Unvergeßlich blieb auch die Zeit im Rosakendorf, in der unser Haus eine deutsche

Insel war in einem fremden, feindlichen Land, unvergeßlich blieben die deutschen Bombenflieger über Riga, die wir in allem Grauen doch dankbar begrüßten, weil sie uns als Vorboten der kommenden Befreiung erschienen.

Neigte ich wirklich zu den Roten? Was hatten Klassenkampf und Internationale mit jenen Kindheitserinnerungen zu tun? Wir stritten immer häufiger an den Abenden, bis der Inspektor einmal etwas gereizt sagte: „Na ja, wenn Ihre Nationalsozialisten einmal die stärkste Partei im Staate bilden, dann können wir ja weiterreden.“ Ich sah ihn verwundert an. Was hatte ich mit den „Nazis“ zu tun, was wußte ich eigentlich von ihnen? Daß sie eine rechtsradikale Splitterpartei im Reichstag waren, mehr nicht. Aber Hitler, einmal hatte doch Hitlers Tat am 9. November mich begeistert. Nun, ich war inzwischen 20 Jahre alt geworden, da mißtraut man leicht den Idealen, die man als Fünfzehnjährige hatte. Und doch, etwas blieb hängen von dieser Abendstunde. Alles, was ich in den Zeitungen über die Nationalsozialisten fand, las ich fortan mit dem größten Interesse.

Und wieder ein anderes Bild: Berlin im Sommer 1929. Ich ging durch die Straßen, aufgewühlt, unruhig und sehnstüchtig. Um mich war der Luxus der Kurfürstendammgegend, geschminkte Tüdinnen, grelle Lichtreflektoren. Dazwischen boten Kriegsinvaliden und blasse Kinder mit frühreifen Augen Streichhölzer und arm-seligen Land an. In Friedenau und Charlottenburg herrschte viel versteckte Armut und viel verstocktes und blindes Beharren im Gestern. Und im Wedding und in Neukölln kam es täglich zu Überfällen auf Nationalsozialisten.

Da war ein Parteitag in Nürnberg, er zog weite Kreise und strahlte mehr aus, als Zeitungsberichte wiederzugeben vermochten. Das Hakenkreuz, das man hier und da auf der Straße an einem Mantelausschlag entdeckte, wurde zum geheimnisvoll vertrauten Zeichen.

Eines Tages fing ich an, einen Brief zu schreiben, einen langen, ausführlichen Brief, in dem ich alle meine Fragen und Zweifel aussprach. Die Anschrift für diesen Brief holte ich mir aus dem Telefonbuch. Es war die Anschrift der Gaugeschäftsstelle der NSDAP.

Die nächsten Tage vergingen unendlich langsam im Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung. Immer wieder ging ich zum Briefkasten, dazwischen schalt ich mich selbst anmaßend und töricht. Durfte ich wirklich auf Antwort hoffen? Da konnte schließlich jeder schreiben! Wer würde die Zeit aufbringen, auf meinen unwichtigen Brief zu antworten?

Und dann war die Antwort plötzlich da, es war kaum zu fassen. Ich sollte doch einmal selbst auf die Geschäftsstelle kommen, hieß es darin, dort könnte ich mündlich alles Nähere erfahren.

Ich bin dann hingegangen, an meinem nächsten freien Nachmittag faßte ich den Entschluß. Lange saß ich im Wartezimmer und hatte genügend Zeit, das Leben und Treiben um mich herum zu beobachten. Welch ein glühender Arbeitseifer herrschte

hier, welch frohe, frische Kameradschaft junger Menschen. Später saß ich vor einem älteren Parteigenossen, es wurde ein etwas wortkarges Gespräch; vielleicht war er müde, abgehehrt genug sah er aus. Als ich nach Büchern über den Nationalsozialismus fragte, stellte er mir die Gaubücherei zur Verfügung. Ich fragte noch, mit welchem Buch ich am besten anfangen sollte. „Nun, mit dem Parteiprogramm“, meinte er, „und dann natürlich mit Hitlers ‚Kampf‘. Aber den werden Sie nicht so bald bekommen, der ist immer ausgeliehen.“

Von diesem Tage an war ich oft auf der Geschäftsstelle, holte mir Bücher und fragte dies und das. Im Herbst ging ich zum erstenmal in eine Versammlung und hörte Dr. Goebbels sprechen. Am Tag zuvor hatten die Kommunisten am Görlitzer Bahnhof auf sein Auto geschossen und seinen Fahrer Tonnaf schwer verwundet.

Ich saß in der Menge, sah die Fahnen, sah in gläubige, begeisterte Gesichter. Jedes Wort des Redners war eine Antwort auf meine stummen Fragen. Wie im Traum ging ich nach Hause, ich war sehr glücklich an diesem Abend. Aber eben deshalb mißtraute ich mir selbst und zweifelte noch an der Dauer meines stürmisch zur Bewegung drängenden Gefühls. „Du bist jung“, sagte ich mir vor, „du weißt noch allzu wenig von den Notwendigkeiten der Politik. Ein guter Redner hat es nicht schwer, dich zu überzeugen.“ Und neben diesen Worten, die der Verstand diktierte, hörte ich immer wieder, unabweisbar und fordernd die Stimme, die mit untrüglicher Sicherheit wußte: dies ist der rechte Weg.

Ich setzte mir eine Frist von 14 Tagen. In diesen Tagen prüfte ich mich täglich von neuem, war blind und taub für meine Umgebung, vernachlässigte kleine Pflichten und hörte es doch kaum, wenn mich Vorwürfe trafen. Als die Frist um war, ging ich zu dem Leiter der Straßenzelle und füllte ein Aufnahmeformular der NSDAP aus. Der entscheidende Schritt war geschehen, ich stand am Anfang eines langen Weges, der immer weiterführt und kein Stehenbleiben duldet. Ich will mich bemühen, niemals müde zu werden.

Renate von Stieda.

\*

So groß die Tätigkeitsbereiche der Frau gezogen werden können, so muß doch das letzte Ziel einer wahrhaft organischen und logischen Entwicklung immer wieder in der Bildung der Familie liegen. Sie ist die kleinste, aber wertvollste Einheit im Aufbau des ganzen Staatsgefüges. Die Arbeit ehrt die Frau wie den Mann. Das Kind aber adelt die Mutter. — Adolf Hitler. Aus dem Aufruf zur Wahl, Juli 1932.

Was der Mann an Opfern bringt im Ringen seines Volkes, bringt die Frau an Opfern um die Erhaltung dieses Volkes in den einzelnen Zellen. Was der Mann einsetzt an Heldenmut auf dem Schlachtfeld, setzt die Frau ein in ewig geduldiger Hingabe, in ewig geduldigem Leiden und Ertragen. Jedes Kind, das sie zur Welt bringt, ist eine Schlacht, die sie besteht für Sein oder Nichtsein ihres Volkes.

Adolf Hitler. Reichsparteitag 1934.

## Kindersegen.

... Wir mögen weit zurückgehen in die Jahrhunderte deutscher Vergangenheit, es ist immer dasselbe: Das Kind, die Kinder waren der größte Reichtum unseres Volkes.

Den fremden Völkern fiel es schon bei den germanischen „Barbaren“ auf, daß sie eine überaus zahlreiche Kinderschar hatten, daß sie aber auch die Ehe, den Mutterboden des heranwachsenden Geschlechtes, hüteten und heiliger hielten als die „Kulturvölker“ ihrer Zeit. Diese blonde Kinderschar, gesund an Leib und Seele, kühn und unternehmend, voller Lebenswillen und Schaffensdrang, war der Quell, aus dem die Kraft der germanischen Völker sich immer wieder erneuerte. Sie waren nicht in ein bequemes Leben auf der Bärenhaut gebettet, wie man es uns vorerzählt hat, sie mußten dem harten Boden der Heimat ihr Brot abzwängen, und oft mußte das Schwert vor dem Pfluge gehen. Aber nie wären die „Barbaren“ auf den Gedanken gekommen, den Nachwuchs einzuschränken, weil der Lebensraum zu eng wurde.

Dem einzelnen aber verbürgte der Erbe die Unsterblichkeit auf dieser Erde, die Zukunft seines Geschlechtes, „denn der Nachkomme nur ist geneigt, ihm den Denkstein mit rühmenden Runen am Weg zu errichten“.

Die Mütterlichkeit der deutschen Frau, die der Mann als ihre höchste Ehre und als den Segen seines Lebens empfand, hat in den christlichen Zeiten ihren besonderen Ausdruck in der Kunst gefunden. Sie spricht zu uns aus den steinernen und holzgeschnitzten Gottesmüttern der gotischen Kirchen, aus den innigen Darstellungen des Marienlebens, aus den holdseligen, mütterlichen Madonnen mit dem Kind, die an den Feldwegen und Wiesenrainen der deutschen Heimat standen.

Von Kindersegen klingt es in den Volksliedern und Reimen des Mittelalters, in den süßen Schlaf- und Wiegenliedern, den Kinderversen und Sprüchen. Und die Bürgerstuben des späten Mittelalters tun sich auf, die mit all ihrem gediegenen Wohlstand nicht denkbar sind ohne die lebendige Kinderschar, die sie erfüllte. Kinderreichtum ist Gottesgeschenk, das war der christliche und deutsche Standpunkt Luthers, der Vater- und Mutterschaft über jeden anderen Stand erhoben hat: „Ein Hausvater, der sein Haus in Gottesfurcht regiert, seine Kindlein und Gesinde zu Zucht und Ehrbarkeit erzieht, der ist in einem seligen heiligen Stand. Ebenso eine Frau, die der Kinder wartet mit Essen- und Trinkegeben, Waschen, Baden, die darf nach keinem heiligern gottseligern Stand fragen.“

Emma Brunner.

## Meine Kinder.

Wie sehr, wenn mein Blick auf euren Köpfen ruht, meine Kinder, ergreift es mich, zu denken, daß ihr für mich Deutschland seid, Deutschland dreimal erlebt und Gestalt geworden! Wie glücklich müssen wir Mütter sein, daß deutsches Schicksal aus unserer kleinen Welt herauswächst.

Da stehst du vor mir, mein Ältester, dreizehn Jahre alt. Du bist in jenen grauen, frühwinterlichen Novembertagen geboren, als das deutsche Schicksal sich zum zweitenmal furchtbar entschied. Du bist nicht leicht zur Welt gekommen. Aber ich weiß nicht, was schwerer war, der Kampf um dein Leben oder die Angst vor dem Leben, in das du hineingeboren wurdest. Die Angst vor dieser schrecklichen grauen Stadt, wo draußen vor den Fensterscheiben ein nasser Schnee herniederging, die Angst um das nackte Leben, die Sorge, wovon wir den Arzt, die Hebamme bezahlen sollten; denn die Mark kletterte in diesen Tagen auf ihren höchsten Gipfel... die Angst, ob wir nicht mit dir hungern müßten und frieren in diesem Winter... die Angst vor der Wohnungsinhaberin, die keine Kinder in der möblierten Wohnung wünschte und die uns deinetwegen gekündigt hatte, ehe du auf der Welt warst! So, unter tausend Ängsten bist du geboren. Dann freilich, als du klein und rot und abgekämpft neben mir lagst und diese feindliche Welt zornig anschriest, da blieb doch nichts als ein großes Glück und eine nie erlebte Seligkeit. Damals schrieb deine Mutter auf einen Zettel ein kleines Gedicht:

In deinen blauen Auglein, du mein Kind,  
ist mir ein holder Frühling aufgegangen,  
als hätt' es nie zu winter'n angefangen,  
seit deine kleinen Sterne vor mir sind.

In deinen blauen Auglein, du mein Kind,  
liegt mir ein fernes deutsches Frühlingsahnen,  
es ist, als wollten diese Sterne mahnen,  
daß wir noch lange nicht verloren sind.

Wenige Tage später drang die Nachricht von dem „Hitlerputsch“ und seinem Ausgang an der Feldherrnhalle zu uns. Damals hast du, mein kleiner Sohn, die Not um Deutschland, aber freilich auch den unauslöschlichen Glauben an Deutschland mit der Muttermilch in dich hineingetrunknen.

Die Liebe zu Deutschland hat in deinem Herzen gebrannt, als du heranwuchsest. Du Kind der Kriegsgeneration, die Kriegsjahre deines Vaters haben in dir nachgewirkt und all das Dunkle, das danach in der Heimat kam.

Ich sehe dich, sechs Jahre alt, im braunen Hemd der „alten Kämpfer“. Du marschierst neben mir die Straße entlang, ich kann es nicht anders ausdrücken: mit ruhig festem Schritt. Du hast den Schulterriemen umgeschnallt, und von Zeit zu Zeit blickst du auf meine Füße, ob ich auch Schritt halte. Du sprichst kein Wort, denn du bist ja „im Lied“; aber unablässig summen deine Lippen den Marsch, bei dessen Klängen sie die Fahnen mit dem Hakenkreuz in unsere großen Säle tragen: Preußens Gloria. Und beglückt und erschüttert fühle ich, wie dein ganzes kleines Leben aufgeht im Gleichschritt einer großen Bewegung. — Heute gehörst du längst zur Jugend des Führers. Und auch der Tag ist mir unvergeßlich, jener dreißigste Januar, wo du mit



einem Gesicht, das blaß geworden war vor Erregung, mich fragtest: „Haben wir jetzt das Dritte Reich?“ Mein Junge, was sollte ich dir antworten? Seid ihr nicht selber das Dritte Reich, unsere Hoffnung und unsere Zukunft. Enttäuscht uns nicht! Ihr haltet die Fahne.

Ein Jahr nach unserm Ältesten kam „schon wieder“ ein Kind. Nein, denke nicht, kleines, heute schon großes Mädchen, daß du deinen Eltern unerwünscht kamst! Unerwünscht kamst du nur den feindlichen Gewalten, die damals die deutsche Familie zerstören wollten von Grund auf. Unerwünscht kamst du in eine Zeit, die nach außen hin Aufschwung heuchelte und innen hohl war, daß es uns graute. Abbau, Stellungslosigkeit, Krankheit, Sorgen, das waren die Schicksalsschwestern, die an euren Wiegen standen, ihr Kinder jener Notjahre. In dieser Nacht bist du, mein kleines Mädchen, aufgegangen wie ein tröstliches Weihnachtslicht. ...

Wenn nach langen bangen Wintertagen ein neuer Frühling sich aufmacht, Erde und Menschen zu beglücken, dann erwacht und sprießt so an allen Ecken und Enden das Leben, wie es in den letzten fünf Jahren in Deutschland geschah. Das Schönste aber war der Segen eines neuen kleinen Menschenfrühlings, der unserem Volke erwuchs, jene Jahrgänge 1934 bis 1936, die immer ein lebendiges Zeugnis neuerwachter deutscher Lebenskraft bleiben werden. Da wurdest du uns geschenkt, du unser Jüngstes mit den weißblonden Haaren und den blauesten Augen. Ein Wunder warst du uns und bist uns jeden Tag ein neues. Es besteht die große Gefahr, daß du verwöhnt wirst, denn wenn man dich nur ansieht, so muß man sich schon freuen, du helles, kleines Geschöpf! Und wie viele „Brüderchen und Schwesterchen“ hast du im ganzen deutschen Volk, ebenso hell und gesund und herzzgewinnend wie du!

Wir wissen wohl: auch an euch wird das Leben seine unerbittlichen Forderungen stellen. Aber was Menschenkräfte vermögen, werden wir einsetzen, damit ihr nie die Not und das Elend kennenlernt, das unser Volk erdulden mußte. Der Führer sagte von euch beim Erntedankfest 1935: „In diesen Kindern, die der allmächtige Gott uns in diesem Jahre gab, lebt unser Volk, unser braves, fleißiges, unser friedfertiges und doch so tapferes Volk.“

Drei Kinder — dreimal Deutschland.

Männer kämpfen und ringen um das neue Reich, wir alle arbeiten und opfern freudig für unser Volk, wer aber könnte Deutschland stärker lieben als eine Mutter!

Emma Brunner.

\*

Alles, was wir vom kommenden Deutschland ersehnen und erwarten, das müßt ihr, meine Jungen und Mädchen, erfüllen! Wenn wir ein Deutschland der Stärke wünschen, so müßt ihr einst stark sein. Wenn wir ein Deutschland der Kraft wollen, so müßt ihr einst kraftvoll sein. Wenn wir ein Deutschland der Ehre wiedergestalten wollen, so müßt ihr einst die Träger dieser Ehre sein. Wenn wir ein Deutschland der

Ordnung vor uns sehen wollen, müßt ihr die Träger dieser Ordnung sein. Wenn wir wieder ein Deutschland der Treue gewinnen wollen, müßt ihr selbst lernen, treu zu sein. Keine Tugend dieses Reiches, die nicht von euch selbst vorher geübt wird, keine Kraft, die nicht von euch ausgeht, keine Größe, die nicht in eurer Disziplin ihre Wurzel hat. Ihr seid das Deutschland der Zukunft, und wir wollen daher, daß ihr so seid, wie dieses Deutschland der Zukunft einst sein soll und sein muß.

Adolf Hitler. Aus der Rede zur Jugendkundgebung in Berlin am 1. Mai 1934.

## Aus dem deutschen Frauenarbeitsdienst.

### Die Fahne.

Vor unserm Lager flattert eine Fahne hoch oben im Wind. Sie leuchtet hell und weit ins Tal hinein.

So kam es, daß ich — ein Neuling, der zum Arbeitsdienstlager wollte, — niemand nach dem Wege zu fragen brauchte: unsere Fahne rief und führte.

Nun bin ich selber eins der fünfzig Arbeitsmädels, die morgens und abends im Kreise um die Fahne stehen und singen. Im Grunde genommen wußte ich nicht, weshalb man ein Stück Tuch so feierlich aufzieht und wieder herunterläßt. Ich war ja so voller Begeisterung und Arbeitswillen, so voll Glauben an die Ideen und Menschen dieses neuen Lebenskreises, so voll Zuversicht. Alles Reden über Arbeit und Gemeinschaft, alles Klammern an äußere Symbole erschien mir als leere Phrase.

Sollte ich um der Arbeit und Gemeinschaft willen eine Fahne aufziehen, gerade so, als hätte ich nicht schon jahrelang nach dieser Arbeit und nach meinem Platz gesucht! Brauchte ich ein Symbol, das mich aufrütteln und mir Kraft geben mußte? — Wenn die andern eins brauchten, schien es mir traurig.

Im Grunde glaubte ich, daß ihr „Fahnehissen“ nur Formsache und äußerliche Angelegenheit sei. Das war doppelt schade.

Nun lebe ich die dritte Woche im Lager. Inzwischen habe ich bei Sonnenhitze Mist geladen, habe Schubkarren geschoben und Erde geschaufelt. Und manchmal dachte ich mir so: „Wenn du jetzt alles stehen- und liegenlassen könntest und...!“

Ich bin auch mehr als zehnmal in Versuchung gekommen, beim Gongschlag den Spaten wegzwerfen, freiwillige Arbeiten den andern zu überlassen, mich am Handtuch meiner Nachbarin abzutrocknen, mein Stück Kuchen ohne sie zu essen —.

Ich bin in Versuchung gekommen, mich allein in eine Ecke zu setzen, anstatt mit andern zu lachen, mich innerlich gegen diese und jene zu verschließen, anstatt sie so zu nehmen, wie sie ist, oder ihr zu sagen, was ich an ihr aussetzen habe. Inzwischen ist mir aufgefallen, daß soundso viele nicht um der Arbeit willen hier sein möchten, daß es mit ihrem Sinn für Gemeinschaft, ihrer Begeisterung, Bereitwilligkeit, Ehrlichkeit nicht so weit her ist.

Und als ich so manchmal von mir und anderen enttäuscht war, sah ich ein, daß jeder von uns täglich von neuem aufgerüttelt werden muß, um seine Begeisterung, seine Kraft und seinen Glauben und die Idee an sich nicht zu verlieren. — Ich weiß nun, daß wir alle eine Fahne brauchen, von der wir uns täglich Kraft holen müssen. Denn sie ist Symbol alles dessen, wofür wir leben und kämpfen sollen.

## Ich helfe.

Der Bauer mäht. Rauschend fährt die Sense durch den Hafer. Flüsternd fallen die schweren Halme wie zu ersehnter Ruhe. Nun muß ich sie nehmen und in Garben legen. Die Halme sind lang, fast streifen sie den Boden, wenn ich sie über die Schulter hebe, und schwer sind sie, ihre scharfen Enden reißen mir die Arme auf. Heiß ist's. Der Bauer mäht schwingend und gleichmäßig. Ich darf nicht haltmachen, hinter mir mäht der nächste. Zusammennehmen, hochheben, hinwerfen, ... die Sense gibt den Rhythmus. Meine Arme brennen, Rücken und Beine schmerzen, und im Kopf schwindelt's von Hitze und Bücken. Ich hasse ihn — den Bauer, der so gleichmäßig da mäht und nicht haltmacht, — ich kann doch bald nicht mehr! Nein, ich kann nicht mehr. Da, — er muß die Sense dengeln. Aufatmend richte ich mich hoch, die Hand im Rücken. Das Herz klopft bis zum Halse. Die Augen schweifen über die Garben, übers Feld, — noch viel Korn steht. Aber die Augen gehen weiter, — sie sehen wie zum erstenmal das Tal, die Berge jenseits. Blaue Berge, Wald und andere Felder. Auch dort wird geerntet. Auch dort, — und nicht nur dort, — auf allen Feldern wird jetzt der Segen des Jahres gesammelt, auf allen Feldern Deutschlands regen sich die Hände, arbeiten Menschen im Schweiß ihres Angesichts um das tägliche Brot. Und ich darf deutschen Menschen helfen, den Ertrag der deutschen Erde sammeln. Wie eine heiße Welle kommt das über mich und spült alle Schmerzen und allen Staub weg. Nein, Bauer, ich hasse dich nicht! Ich helfe dir, und wenn wir jetzt weiterarbeiten, dann spüre ich den zarten Ruf des Hafers, sehe die Schönheit der fallenden schweren Ähren und trage die kostbare Last vorsichtiger. Denn was ich trage, ist Brot, — Brot für Deutschland.

## Ernte.

Wir waren dabei das ganze Jahr  
und spürten, wie hart die Arbeit war.  
Der Ring ist geschlossen, die Ernte herein,  
unter der Fahne wollen wir dankbar sein.  
Draußen ruht schon der Keim in der Erde,  
daß eine neue Ernte werde.  
Und schreiten einst andre auf saatschwerer Spur,  
dann, Fahne, flattere du stolzer nur!

## Wir helfen den Eifelbauern.

Immer wieder müssen wir in Briefen, die aus den Städten kommen, die eine Frage lesen: „Sagt uns doch, was tut Ihr da eigentlich in dem kleinen Nest-Büdesheim, das nicht einmal auf der Karte eingezeichnet ist? Ihr habt das erste Arbeitsdienstheim für Mädel in der Eifel. Welche Aufgaben treten denn an Euch heran?“

Al den Fragenden möchten wir zurufen: „Kommt und seht!“ Aber früh müßten sie erscheinen; denn früh am Morgen beginnt unser Tag, und sie sollen dabei sein, wenn wir dreißig Mädel alle um unsere Fahne stehen und unser Morgenlied singen.

Unser Lager besteht erst seit Januar 1933; aber wir sagen das nicht etwa wie eine Entschuldigung, sondern mit Stolz und Freude über das schon Geschaffte. Viel bleibt noch zu tun, aber das gerade macht uns froh, denn wir möchten alles selber erarbeiten. — In der Küche sind eben Mädel damit beschäftigt, runde Brote in den großen Steinbackofen zu schieben. Wir hören unsere Gäste erstaunt fragen: „Wie, euer Brot backt ihr euch selbst?“ Da müssen wir lachen, und um ihnen diese Art Fragen abzugewöhnen, führen wir sie schnell in die Scheune, wo zwei Mädel aus dem Gartenamt dicke Baumstämme durchsägen und ein anderes Holz hackt, daß die Späne fliegen. Ein Mädel aus dem Hausamt stören wir gerade beim Treppenputzen. Oben im Tagesraum wird gebügelt. Und nun müssen wir wieder antworten: „Ja, alle acht Tage wird gewaschen. Waschmaschinen? Ach nein, auf Waschbrettern geht es genau so gut, und nach vier Wochen Waschamt sind die Hände schön sauber!“ So dürfen sie gehen vom Keller bis zum Speicher, dürfen auch fröhlich mit zu Tisch ziehen, wenn im Dorf Mittag geläutet wird und unsere Mädel aus den Hilfsdiensten kommen, oft mit Blumensträußen, die die Kinder für uns pflückten.

Eifriges Schaffen und kräftiges Zupacken können unsere Gäste im ganzen Hause sehen und wissen doch nichts von der eigentlichen Arbeit, die wir Mädel hier in der Eifel leisten. Denn alles, was hier im Lager geschieht, soll uns ja erst vorbereiten für unsere wahre Aufgabe, für den Hilfsdienst. Hier erst können wir unsere ganze Kraft einsetzen, müssen sie voll und ganz brauchen; hier erst haben wir die Möglichkeit, unentbehrliche Hilfe zu werden.

Wer einmal durch diese Gegend der Eifel wanderte, weiß, welche Armut es hier gibt. Karger Boden und rauhes Klima lassen den Ertrag gering werden. Durch den täglichen harten Kampf mit der Not werden die Frauen früh verbraucht, kränkeln oft. Dazu in fast jedem Haus eine ganze Schar großer und kleiner Kinder. Da heißt es, das Beste, was an helfender Kraft in uns Mädeln steckt, hergeben. Zu dieser Kraft aber muß auch die Fähigkeit oder besser der felsenfeste Wille gehören, an die Dinge heranzugehen, sich ihnen anzupassen. Nicht nur an die Dinge! Nein, eine ganze Welt sollen wir packen. Nicht damit ist es getan, daß wir eine Stube putzen können, daß wir leidlich Arbeit tun, die man uns zuweist. Wir müssen versuchen, diesem Haus, diesen Menschen zugehörig zu werden, müssen all unsere Liebe in diese

fremde Arbeit legen, müssen dienen! — Dienst aber heißt hier die freiwillige Unterordnung unter eine andere Lebensweise.

Aber was empfangen wir auch für diese Hingabe! Wahrhaftig, diese Welt eines starken bäuerlichen Lebens, sie wird uns erschlossen wie ein Geschenk, indem wir uns ihr unterwerfen. Glaubt jemand, der eingehend über das Leben in der Eifel las, er wüßte deshalb wirklich etwas davon? — Das ist das Herrliche: Wir beobachten nicht, betrachten nicht, wir erleben, weil wir schaffen.

In der Stadt brauche ich kaum die Hände aufzureiben bei einer großen Wäsche; ich plage mich auch nicht jeden Morgen in einer kleinen, dunklen Küche damit herum, mit nassem Holz ein Feuer anzumachen. Aber ich darf auch nicht um 10 Uhr an einem weißgeschauerten Tisch bei einer Tasse Kaffee und einer großen Schnitte Bauernbrot sitzen. Ich sehe kein Frauengesicht mir gegenüber, das in Not und Arbeit tausend Falten bekam und in dem mir die hellen energischen Augen unter dem schwarzen Tuch bekannt und vertraut vorkommen. Wenn ich mit dem Wassereimer in den Viehstall laufe (eigentlich geht's hier immer im Lauffschrift), wenn ich die frische Wäsche einräume, wenn ich mittags heiß und müde die Suppe in die Teller schöpfe und der Bauer das lange Tischgebet beginnt, in das alle murmelnd einstimmen, dann fühle ich froh, daß mir etwas erwächst unter all der sachlichen, beinahe nüchternen Arbeit des Tages, daß ich aufgenommen werde in eine Gemeinschaft, weil ich für sie arbeite und innerlich Anteil an ihr nehme.

Als nach drei Tagen Hilfsdienst der alte Bauer mich ganz still an den Tisch zog und mir umständlich zeigte, wie man bei „uns Bauern“ Messer und Gabeln hinlegt, da fand ich auch das gar nicht so unwichtig, sondern erfaßte: ein neues Stück Vertrauen hatte ich erobert. Denn der Eifelbauer spricht nicht viel, er schweigt und schaut. Hier aber fühlte er, der Alte, meinen brennenden Willen, seine Art zu begreifen. Er sah, wie ich versuchte, das Brot genau so zu schneiden wie er, und so kam er mir auf dem Weg entgegen. — Müssen wir uns da nicht treffen? Sage keiner, daß es sich ja doch nur um äußerliche Dinge handle! Es ist nicht gleichgültig, wie man das Brot schneidet. Gar nicht so groß ist der Schritt zu einem inneren Begreifen des anderen, wenn man seine Lebensgebräuche erfaßt. Erzählte mir nicht die Bauernfrau meines Hilfsdienstes einmal beim Strümpfestopfen, sie würde es nun nie mehr glauben, wenn die „Leut“ davon redeten, „Mädchens in der Stadt täten nichts, die wären zu aller Arbeit zu fein“.

Gelingt das erst einmal, daß wir nicht nur verstehen, sondern auch verstanden werden, dann ist die Brücke geschlagen zwischen deutscher Stadt und deutschem Land. Und diese Brücke zu schlagen, ist das, was wir letzten Endes wollen. Mehr als alles persönliche Erleben, mehr als die Bereicherung unserer eigenen Welt bedeutet für uns das Ziel. Und wir werden es erreichen, weil wir den Weg nicht nur kennen, sondern auch gehen.

Eine Arbeitsmaid.

Wollen wir uns nicht freuen des weiten Feldes, das sich vor uns auftut?  
Wollen wir uns nicht freuen, daß wir Kraft in uns fühlen und daß unsere Aufgabe unendlich ist?

\*

Die Zukunft liegt in der Hand derer, die strenger dienen und die von sich mehr fordern, als andere von ihnen fordern dürfen, — in der Hand derer, die das Neue, das werden soll, als Befehl, Liebe, Notwendigkeit und Bild der Freiheit in sich tragen und darum den Weg für sich selber in Zucht und Härte schreiten.

Ellen Semmelroth.

## Rückkehr ins Reich.

### Briefe einer baltendeutschen Frau.

Riga, den 1. September 1939.

An einem sehr schicksalsvollen Tag setze ich mich hin, um Dir zu schreiben: die deutschen Flugzeuge werfen schon ihre Bomben über polnischen Flugplätzen ab, und ein deutsches Schiff beschießt die Westerplatte, — ja, das ist Krieg, wenn die formelle Kriegserklärung auch noch aussteht. Heute früh hörten wir den Funkbericht über die Reichstagsitzung, — Du kannst Dir denken, daß unsere Herzen bei Euch und nur bei Euch sind. Es war gewiß keine andere Lösung möglich, und wir zweifeln keinen Augenblick am Sieg der gerechten deutschen Sache, wenn auch der Weg, der zu ihm führt, nicht leicht sein wird.

Wenn wir Euch doch irgendwie helfen könnten! Ich würde ruhig mein Leben hingeben, wenn ich dadurch das eines jungen deutschen Soldaten retten könnte. Gott behüte die, die hinausgezogen sind, und Euch daheim; wir beten für unser ganzes deutsches Volk.

Riga, den 26. Oktober 1939.

Wir sitzen mit gepackten Koffern in mehr oder minder ausgeräumten Wohnungen und hoffen, daß die Stunde der Abreise bald schlägt, denn dieser Zwischenzustand ist sehr wenig angenehm. Ich persönlich bin weniger ungeduldig als viele andere, denen das Warten schwer wird. Ich freue mich über jeden Tag, den ich noch in der Heimat verbringen darf, die wir ja auf immer verlassen, und gehe wieder und wieder abschiednehmend durch unsere alte Stadt.

Ihr könnt Euch wohl denken, mit welcher Anteilnahme wir die Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen und im Reich verfolgen, — es ist ja das Erleben unseres Volkes, mit dem wir uns immer aufs tiefste verbunden gefühlt haben und dem wir bald ganz angehören werden. Alles, was bisher erreicht worden ist, erfüllt uns mit Stolz und Bewunderung.

Wenn wir an die große Wendung in unserem eigenen Schicksal denken, die uns völlig überraschend gekommen ist, so kann ich nur sagen: es ist uns sehr schön und zu gleicher Zeit sehr schwer zumute. Wie könnten wir leichten Herzens ein Land verlassen, in dem wir fast siebenhundertundfünfzig Jahre gelebt und gearbeitet haben und das die Spuren deutschen Wesens trägt, wohin man auch blickt! Jeder einzelne läßt viel zurück, das unerseßlich ist, und die Gesamtheit ein Kulturgut, das in einem dreiviertel Jahrtausend unter heißem Bemühen aufgerichtet worden ist. Unsere Jugend ist voller Glück und Erwartung, die Mittleren erkennen die Tragweite des Geschehens, und unsere Alten reißen sich schweren Herzens vom Heimatboden, von der Vergangenheit und den Gräbern ihrer Lieben los. Im ganzen ist die deutsche Volksgruppe sehr ruhig und entschlossen, auch bleibt nur ein geringer Teil zurück. Ich muß an Hölderlin denken: „Was wir sind, ist nichts; was wir suchen, ist alles“, — und das ist das Reich.

Kolberg, den 19. Januar 1940.

Weltgeschichte aus nächster Nähe zu erleben, ist etwas anderes, als sie in Büchern zu lesen, und wenn wir nicht schon reichlich viel durchlebt hätten, hätten wir diese Umsiedlung nicht so gut überstanden, wie es der Fall ist. Mit großem Dank denken wir an die Treue und Fürsorge, die uns das Reich in diesen Wochen erwiesen hat; Behörden und Einzelpersonen haben, glaube ich wohl, alles getan, was in ihrer Macht stand, um uns Hilfe und Erleichterung zu verschaffen. Es ist selbstverständlich, daß bei der Größe der Aktion, die im Winter und während des Krieges sich vollziehen mußte, für den einen wie für den anderen Teil große Schwierigkeiten zu überwinden waren und es für viele von uns, ja, eigentlich für alle, die älter als siebzehn Jahre sind, nicht ohne bittere Schmerzen abgegangen ist. —

Seit dem 5. Dezember bin ich mit 2000 Landsleuten in Pommern, und zwar in Kolberg. Inzwischen sind die Abtransporte in den Warthegau in Gang gekommen, und wir hoffen auch, bald aufbrechen zu können. Wenn wir die Stadt verlassen, geht es zuerst nach Posen, dann weiter. — Wohin? — Das ist die große Frage. Mein Bruder und gute Freunde raten, möglichst weit in den Osten zu gehen, wo mehr Raum ist, denn daran ist uns allen sehr gelegen. „Die Zukunft decket Schmerzen und Glücke schrittweis dem Blicke, doch ungeschreckt dringen wir vorwärts“, — dies Goethewort steht jetzt als Leitspruch über uns allen. Ich denke auch an Nietzsche: „Ihr fragt, was gut ist? Tapfer sein ist gut.“ — Es ist überhaupt ein seltsames Gefühl zu wissen, daß niemand mehr ein Haus oder eine Anstellung hat, daß alle völlig von vorn anfangen und wir uns bald an Orten und in Verhältnissen befinden werden, von denen wir fürs erste nicht die geringste Vorstellung besitzen.

Die Trennung von der Heimat war furchtbar schwer; das schwerste war, den Posten aufzugeben, den wir so lange und unter so großen Opfern von Blut und Leben gehalten haben. Gemessen an diesem einen, erschien alles Persönliche gering, und wir



sprechen auch nicht mehr davon. Jetzt muß die Vergangenheit schweigen und die ganze Kraft der Zukunft gehören. Vor allem wünschen wir, vereint mit unserem ganzen Volke, nichts anderes als den siegreichen Frieden; um ihn zu erlangen, soll uns wie Euch kein Opfer zu groß sein. Wenn ich so viel von uns geschrieben habe, so geschah es nur, weil der Krieg gegenwärtig fast schweigt und man seine Gedanken auch persönlichen Fragen zuwenden kann. Dabei empfinden wir ganz so wie Ihr, daß es auf das eigene Schicksal gar nicht ankommt und nur unser gemeinsames deutsches Schicksal uns bewegen darf.

Ilse Schneider.

## Quellennachweis

2. Moltke, herausgegeben von Tim Klein, Langewiesche-Brandt-Verlag, Ebenhausen bei München
4. Mein Elternhaus, Bekenntnisse, Dank, Vermächtnis. Warneck-Verlag
5. Die Mutter. Dank des Dichters. Eckart-Verlag, Berlin
7. Novalis. Dokumente seines Lebens und Sterbens. Herausgegeben von Hermann Hesse, S. Fischer-Verlag, Berlin
8. Die Mutter. Dank des Dichters. Eckart-Verlag, Berlin
11. NS.-Frauenwarte. 5. Jahrgang, 14. Heft
12. Kriegsbriefe gefallener Studenten. Langen-Müller-Verlag, München
13. Der deutsche Soldat. Briefe aus dem Weltkrieg. Langen-Müller-Verlag, München
14. Berufung der Zeit. Kantaten und Chöre. Langen-Müller-Verlag, München
15. Wachstum und Wandlung. Rainer-Wunderlich-Verlag, Tübingen
16. Mein Weg zur Kunst. Eugen Salzer-Verlag, Heilbronn
17. Kamerad Schwester. Hase-Roehler-Verlag, Leipzig
18. Deutsche Kraft in Fesseln. Ernte-Verlag, Potsdam
19. Deutsche Frau und deutsche Not im Weltkrieg, herausgegeben von M. Schickedanz, Teubner-Verlag, Leipzig
21. Karin Göring, herausgegeben von Fanny Gräfin v. Wilamowitz-Moellendorf, Warneck-Verlag
22. NS.-Frauenwarte. 4. Jahrgang, 10. Heft
24. NS.-Frauenwarte. 2. Jahrgang, 22. Heft
25. NS.-Frauenwarte. 6. Jahrgang, 18. Heft in „Unsere Feierstunden“. Verlag NS.-Frauenwarte, München
27. Der deutsche Frauenarbeitsdienst. Sonderausgabe der Zeitschrift „Der Deutsche Arbeitsdienst“
28. Frau und Mutter, herausgegeben von Coler und Pfannstiehl. Wagem-Verlag, Düsseldorf
29. Der deutsche Frauenarbeitsdienst. Sonderausgabe der Zeitschrift „Der Deutsche Arbeitsdienst“